Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. תדרכי נפשי עז Vorwärts, mit Macht.

29. Jahrgang. Cincinnati, O., den 21. Mai 1886. Nummer 47.

Im Kolosseum.

Von Jedidjah.

In heißer Gluth strahlt Roma's Sonne nieder,
Und keuchend stöhnt die Brust in schwerer Last.
Den Riesenbau des Titus aufzuführen
Krümmt sich der Sklave ohne Ruh' und Rast.

Dem Römervolk zur Lust wächst das Theater,
Von sehn'gen Armen mächtig aufgebaut,
Die Quadern fügt man ohne Lehm und Mörtel,
Zu schwindelhafter Höh' das Auge schaut.

Und grausam schwingt der Römer seine Peitsche,
Er treibt den Sklaven an, der ächzt und stöhnt,
Die Arbeit ist ihm ungewohnt gewesen, —
Wo ist die Rettung, die er sich ersehnt?

Ach, Männer sind's aus Judah's edlem Stamme,
Die kriegsgefangen Rom zu Sklaven macht,
Des Kolosseums Riesenwerk zu schaffen
Sind aus den Kerkern sie hierher gebracht.

In finster'm Ernst, kaum noch die Thränen meisternd,
Keucht dort ein Greis aus fürstlichem Geschlecht,
Ja, seine edle Hand ist nicht geschaffen
Für Sklavenarbeit, als der Römer Knecht.

Schon sinkt er hin auf die durchglühten Steine,
Sein Auge bricht, die Hand ermattet sinkt,
Da reißt der Römer wild ihn in die Höhe
[illegible] edles Haupt er schwingt.

Und schwer getroffen sinkt der Edle nieder, —
Da zuckt es blitzesschnell — ein Schlag — ein Schrei —
Der Römer stürzt, von einem Stein getroffen—
Von allen Seiten strömt man wild herbei. —

Hoch aufgerichtet, noch die Hand erhoben
Steht stolz ein Sklave da, ein Heldenbild,
Er hat den frechen Römer hingeschmettert,
Mit einem Streiche auf das Steingefild.

Denn, ach, der edle Sohn des edlen Greises
Schaut er den Schmerz des theuren Vaters an,
Er, der bis jetzt ein Knabe noch gewesen,
Jetzt plötzlich hehr und kühn ein stolzer Mann.

Der Römer lebt, — der Greis, er ist geschieden
Von dieser Welt in die Unsterbli keit. —
Der Jüngling wird gefesselt fortgeführet
Zum Tode ist er freudig gern bereit.

* * *

Vollendet ist der Bau, mit hoher Feier
Wird er geweiht, so Titus es bestimmt —
Und dicht sich drängend stürmen wild die Römer,
Das Volk die höchsten Sitze jetzt erklimmt. —

Besond'ren Reiz ja wird der Tag heut' bieten,
Denn die das Riesenwerk selbst aufgebaut,
Sie sollen heut' als erste hier beginnen,
Wo man zur Lust den blut'gen Tod ja schaut.

Es lärmt die Menge, wie des Meeres Brausen
Durchtönt das Schreien, Lachen laut das Haus
Da wird's in der Arena schon lebendig,
Die Kämpfer schreiten ernst und bleich heraus.

Und Streich auf Streich saust durch die Luft, es sinken
Den Sand, mit ihrem Blute röthend, jene dort,
Die mit den eignen Händen sich gegraben
Das eigne Grab an der Vernichtung Ort.

Doch Wechselvolles will die Menge schauen,
Und wieder ist der Kampfplatz leer und frei,
Da öffnet sich die Thür, in wilden Sätzen
Stürzt brüllend auf den Sand ein Berberleu.

Und von der and'ren Seite naht sich langsam
Ein einz'ger Kämpfer, kühn und stolz zu schau'n —
Ein Heldenjüngling aus dem Heldenstamme,
Er zittert nicht, ihn überfällt nicht Grau'n.

Der Sohn des edlen Greises ist es wieder,
Der kühn den Römer damals hingestreckt —
Nur mit dem Schwert bewaffnet steht er muthig,
Das Auge blitzt, — das Volk die Hälse reckt.

Schon setzt der Löwe brüllend an zum Sprunge
Da tönt ein Schrei grell durch die Todesruh—
Und von den höchsten Stufen eilt hernieder
Ein bleiches Mädchen auf den Jüngling zu.

Sie wirft sich vor ihn — fest umarmt stehn beide —
Die Schwester ist es, die den Bruder fand —
Auch sie als Sklavin kriegsgefangen schmachtet
Vereint stehn beide auf dem blut'gen Sand.

Die Menge tobt entsetzt — der Löwe brüllet —
Ein Satz — ein wilder Schrei — es fließet roth —
Das Blut des edlen Paares färbt die Stätte —
Das einz'ge Glück ist da — ihr früher Tod.

Vorbei der Schmerz, vorbei der schwere Kummer
Für Judah's vielgeprüften Heldensproß —
Die Sonne sank, bestrahlet roth erglühend
Die Stelle, wo das Blut der Edlen floß.

(„Jeschurun.")

Ein deutscher Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel".

(Fortsetzung.)

Harms machte eine Pause; es lag ohne Zweifel in seiner Absicht, ein Urtheil des klugen Mannes herauszufordern.

„Wir in Würtemberg," entgegnete Oppenheim, von den empfangenen Andeutungen offenbar unangenehm berührt, „müßten in jedem Falle mit Oesterreich gehen, auch wenn wir nicht wollten; ein kleines Land kann nicht Politik auf eigener Hand treiben—und wir sind eben so aus Dankbarkeit als aus politischer Nothwendigkeit auf Oesterreich angewiesen — aber wenn ich zu rathen hätte, ich würde von einem Bündnisse mit Frankreich entschieden abmahnen. Welche Zwecke kann Oesterreich hierbei v.rfolgen, welche Vortheile erreichen?"

„Ihrem sonst wun erbar scharfen Auge scheint Eines zu entgehen: wenn Oesterreich und Frankr.ich einig sind, dann beherrschen diese zwei Staaten die Welt... warum schütteln Sie das Haupt, verehrter Freund?"

„Nein, nein!" rief Oppenheim lebhafter, als er dies sonst bei politischen Gesprächen zu thun pflegte. „Glauben Sie es mir, verehrtester Baron, aus einer Verbindung mit Frankreich wird für Oesterreich nie Heil erblühen.....und Sie täuschen sich, das gesammte Europa würde Ihre Ansicht adoptirend, eine solche unnatürliche Verbindung mit Furcht und Schrecken betrachten, und es würden die eigenthümlichsten Coalitionen, nie geahnte Combinationen entstehen. Der neue Großstaat im Nord.n Europas, Rußland; — die junge, mächtige Kraft in Deutschland, Preußen; Schweden, das die Lorbeeren, die es im dreißigjährigen Religionskriege erworben, nicht vergessen und die Scharte von Fehrbellin auswetzen will ...Excellenz, Oesterreich würde sich Frankreich's Feinde auf den Hals laden, Feinde, die ihm weit näh.r ständen, weit gefährlicher als dem neuerworbenen Verbündeten, als Frankreich selbst würden; ich habe seiner kaiserlichen Majestät kei en Rath zu ertheilen, aber ich wäre glücklich, wenn meine Anschauung in der Wiener Hofburg warme Vertreter fände."

„Beruhigen Sie sich, bester Freu d! ich spreche blos eine Vermuthung aus; entschieden i t ja noch immer nichts — bisher hat blos seine Majestät der Kaiser sich Frankreich gegenüber bezüglich des Umtausches eines Stück deutschen Reichslandes gegen Toskana etwas willfähriger erwiesen; c'est tout!"

„Ist die Abtretung Lothringens gegen Toskana schon eine beschlossene Sache?" frug der Minister.

„Ich weiß darüber noch nichts Gewisses."

Oppenheim zuckte mißmuthig die Achseln. Es trat eine kleine Pause ein. Baron Harms nahm wieder das Gespräch auf.

„Sprechen wir jetzt von dem Nächstliegenden. ...Sie sind also vollkommen überzeugt, daß jetzt eine Bewegung gegen die Regierung nicht zu fürchten ist?.... Sie lassen doch wohl die Röder, Laubeck und Consorten genau überwachen?"

Oppenheim hatte, während Harms sprach, das Zimmer langsam, gedankenschwer durchschritten; plötzlich blieb er vor dem Diplomaten stehen, blickte ihn erstaunt an und rief:

„Was sprechen Sie von Röder und Laubeck?! — das sind meine besten, ergebensten Freunde; Röder — davon bin ich überzeugt, ginge für mich in's Feuer — mir hat er seine Erhebung in den Grafenstand zu danken, und Laubeck, dem der Herr zu zürnen so vielen Grund hatte, habe ich nicht nur in Amt und Würde erhalten, sondern noch erhöht und ihn auch später stets nachsichtig und gütig behandelt....ah! Excellenz, die Beiden habe ich nicht zu fürchten—ich kenne schon meine Leute—das sind Andere....o! die halte ich an einem Faden und lasse Sie nicht weiter flattern, als es mir eben beliebt."

„Herr Minister, ich glaube diesmal irren Sie sich; glauben Sie es mir, Röder täuscht Sie — er ist Ihr Feind! er kann es nicht vergessen, daß Remchingen und nicht er Oberkommandant der Armee wurde."

„Nein, tausendmal nein!" wiederholte Oppenheim, „er war mein erbittertster Feind, zugestanden; aber ich habe ihn durch meine Großmuth entwaffnet,— der ist mein.....dem würde ich mein Leben und meine Ehre anvertrauen......und noch eins........zum Conspirateur ist Röder....viel zu dumm ....er ist ein tapferer Haudegen, mais c'est tout.... als Diplomat taugt er keinen Schuß Pulver. Werden Sie es glauben — es muß unter uns beiden als tiefes Geheimniß bleiben, und auch der Herzog darf's nicht erfahren—Röder ließ sich noch kürzlich durch die Maske eines Mannes täuschen, der sich als fremder Emissär hier herumtrieb und mit ihm fast täglich verkehrte; das ist doch etwas zu stark, nicht?"

Harms war aufmerksam geworden; er war ein Mann von durchdringender Klugheit, von scharfem Verstande, der das in ihn gesetzte Vertrauen seines Monarchen vollständig rechtfertigte. Wie ein Blitz, plötzlich Tageslicht verbreitend eine finstere Gegend erhellt, durchzuckte es ihn; er combinirte unendlich rasch, er erwog die Worte, die der Minister vor Kurzem gesprochen, und es ward ihm klar, daß Oppenheim nur von dem angeblichen Kosewitz sprechen mußte. Daß dessen Maske sich sogar auf Namen und Aeußeres bezog, konnte Harms allerdings nicht ahnen.

„Ja......aber wieso wissen Sie, daß Röder diesen Baron Kosewitz nicht durchschaute?"

"Mon Dieu! er hätte mir seinem besten Freunde doch gewiß zuerst hierüber die Anzeige erstattet; nein—Graf Röder hatte keine Ahnung—der preußische Diplomat war ihm viel zu fein."

„Sie bewegen sich in einem trügerischen Kreisschluß," entgegnete Harms unmuthig. „Sie halten Röder für dumm, weil er ihnen kei e Anzeige erstattete; aber wie wenn er mit dem Preußen conspirirt hätte; wenn...."

„Excellenz!" unterbrach der Minister den Gesandten, „ich danke Ihnen recht sehr, recht herzlich für Ihre wohlgemeinten Mittheilungen, die ich dankbarst annehme; aber ich bitte Sie, sich darüber zu calmiren. Wenn ich nur vollkommen überzeugt sein kann, daß uns im extremsten Falle —, ich glaube, wir werden ohne jede fremde Hilfe fertig, aber ein Staatsmann muß alle Eventualitäten in's Auge fassen — Oesterreich thatkräftig beisteht, mit einem starken Armeekorps zu Hilfe eilt... überrascht werden wir von unseren malkontenten Herren Ständen nicht werden—und Oesterreich hilft uns doch?"

„Gewiß, bestimmt, Excellenz. Ich habe es schon mehrmals ausgesprochen, der jetzt regierende Herzog ist ein Liebling meines erhabenen Monarchen, des Kaisers; das Erzhaus ist ihm hoch verpflichtet."

Oppenheim heftete seine schwarzen, glänzenden Augen durchbohrend auf das Gesicht des österreichischen Diplomaten.

„Eine Frage, Excellenz. Nach Ihren Mittheilungen — wenn ich diese richtig aufgefaßt habe — ist die Unterstützung Oesterreichs eine auf persönliche Zuneigung beruhende, nicht auf politischen Gründen basirende. Wenn, was Gott verhüten möge, unser Herzog plötzlich mit dem Tode abginge — welche Stellung würde dann der Kaiserhof nehmen?"

Diplomaten, auch die befreundetesten, lieben es bekanntlich nicht, direkt befragt

zu werden, und Harms meditirte vorest, bevor er antwortete; er stellte zunächst eine Gegenfrage:

„Wie verfallen Sie auf diesen sonderbaren Gedanken? Herzog Carl Alexander ist ja rüstig, gesund...... Wenn er einst heimgeht zu seinen Vätern, wird sein Sohn den angestammten Thron seiner Väter besteigen, und Oesterreich wird die Dankbarkeit, die es dem Vater schuldet, auch gerne auf den Sohn übertragen.

„Was würde [illegible] geschehen, wenn der Herzog — was Gott gnädigst verhüten möge—während der Minderjährigkeit des Prinzen stürbe? Würde seine Majestät, der Kaiser, oder seine erhabene Nachfolgerin, Maria Theresia, auch den Minderjährigen gegen die etwaigen Uebergriffe des Adels in Schutz nehmen?"

„Lieber Freund, es wäre zweckmäßig, wenn der regierende Herzog diesen Fall in's Auge faßte und für diese Eventualität noch bei Lebzeiten die Regentschaft ernennen würde; er ist dazu berechtigt; und wenn seine Bestimmungen die Bestätigung des Kaisers erlangt haben, kann keine irdische Macht diese umstoßen. Ich glaube, der Regentschaftsrath hätte aus fünf Personen zu bestehen: der Herzogin, Ihnen als Premierminister, Remchingen als Oberbefehlshaber des Heeres ..."

„Das wären zwei Bekenner des katholischen Glaubens und ein Jude; da müßten die beiden anderen selbstredend Anhänger der Landeskirche, etwa Röder und Laubeck sein."

„Ich wünschte, ich könnte Ihnen etwas Mißtrauen gegen diese beiden Männer einflößen," meinte Harms. „Diese Maßregel," fuhr er nach kurzem Nachdenken fort, „scheint mir ebenso für das Wohl des Landes als für Sie selbst von höchster Wichtigkeit, da sonst die Herren Stände berechtigt wären, einen der nächsten Kronanwärter, den Herzog von Neustadt oder den Herzog von Oels zum Landes-Administrator zu bestellen. Des Kaisers Majestät könnte dem seine allerhöchste Bewilligung nicht versagen und keinen Einspruch erheben. Da Sie von Allem unterrichtet sind, so wird es Ihnen wohl auch bekannt sein, daß die beiden Herren mit den Mitgliedern der Landschaft etwas im Dunkeln spinnen."

„Das weiß ich; diese Fürsten, fast ohne Land und Leute, sind vorläufig nicht zu fürchten. Uebrigens haben Sie vollkommen recht: der Herzog muß für den Fall seines Ablebens eine Bestimmung bezüglich der Regentschaft treffen....ich muß noch heute mit ihm darüber sprechen ....er hat mich zu sich befehlen lassen."

„Sehen Sie, bester Freund," bemerkte Harms lächelnd, „mit diesen beiden Herren mag Graf Röder wohl nicht verkehren, da dürfte Franz Miltenberg die Intrigue leiten. Sie wissen wohl warum? Seine Schwester ist die Maitresse des Herzogs von Oels, seine Nichte jene des Prinzen von Neustadt."

Ein finsterer Schatten überflog die Züge des Ministers; es entging dies dem scharfblickenden Harms nicht.

„Weshalb touchiren Sie diese Verhältnisse?" frug er.

Oppenheim preßte leicht die Lippen aufeinander.

„Ich mißbillige dieses förmliche Niedertreten aller Moral, dieses offene Verhöhnen aller Sittlichkeit, alles Anstandes. Der Herzog Carl Alexander giebt doch trotz all seiner Lebensluft kein böses Beispiel.....Diese.....Leonore Bentingen muß doch nicht mehr jung sein....dieses Weib...soll älter als ich selbst sein."

„Aber noch immer superb......auf Ehrenwort," meinte Harms mit einem lüsternen Lächeln; „ich sah sie unlängst, ich würde sie, ihrem Aeußern nach, nicht über dreißig schätzen, junonischer Bau, klassische Formen......einen schlechten Geschmack kann man dem Herrn Herzog Carl Friedrich von Würtemberg-Oels durchaus nicht vorwerfen......und die andere Leonore—die Tochter des Bentingen, — die soll von einer wunderbaren Schönheit sein. — Aber lieber, bester Freund, ich staune, in Ihnen einen so strengen Sittenrichter zu finden. Wissen Sie, was man von Ihnen im Volke verbreitet? Sie hätten einen allerliebsten Harem in Optima forma, zwei Stunden von der Landesgrenze."

Harms hielt betroffen inne; denn ein ernster, vorwurfsvoller Blick des Ministers schnitt ihm das Wort ab:

„Excellenz, Sie kennen mich—bei dem allmächtigen Gott — nicht. Es ist das ein Gerücht, das meine Feinde aussprengen. Sehen Sie......König Friedrich Wilhelm von Preußen erwies mir die Ehre, mich ganz kennen lernen zu wollen; sein diplomatischer Agent, ein hochgestellter, scharfblickender Cavalier, hatte den Auftrag, sich dort umzuschauen und die Wahrheit zu erforschen. Es sind allerdings zwei schöne Damen dort, Damen, die meinem Herzen überaus theuer sind—aber die eine ist mein einziges Kind, meine Tochter Clara—die andere meine Schwester. Excellenz, Sie sind so freundlich, dem Staatsmanne, dem Minister Ihr Wohlwollen zu schenken; ich bin überzeugt davon, daß wenn Sie den Menschen Oppenheim genau kennen lernen werden, Sie auch diesem Ihre Achtung nicht versagen werden."

Harms blickte Oppenheim buchstäblich mit offenem Munde an. Eine solche Sprache war an und für sich in jener Zeit allgemeiner Sittenverderbniß eine vollkommen ungewohnte; und der Volksmund hatte Oppenheim's Tochter als ein Monstrum, als eine Art Mißgeburt bezeichnet, und der Minister, der doch Alles wußte, was das Volk sprach, hatte dies nie dementirt.

„Excellenz, es hieß stets Ihre Fräulein Tochter wäre......" der österreichische Geheimrath zögerte einen Augenblick, um den geeigneten Ausdruck zu suchen. ... „kränklich; wenn das nicht der Fall war, weshalb entzogen Sie dem Hofe eine Dame, die, wie ich nach Ihren Worten annehmen muß, zu den schönsten Zierden derselben zählen würde?"

Oppenheim athmete tief auf. Ein Zug ruhiger Befriedigung überzog sein Gesicht.

„Auch das will ich Ihnen, Herr Baron von Harms, den ich für meinen wahrhaften Freund halte, im tiefsten Vertrauen aufrichtig sagen.—Wir Juden lieben die Tugend und Sittsamkeit. Sie, Excellenz, als starker Bibelkenner, werden schon aus dem alten Testamente wissen, daß die Erzväter, Abraham und Isaak, für ihre schönen Gemahlinnen die durch Liebesgluth leicht entzündlichen, leidenschaft- Egypter- und Philisterkönige fürchteten. Mein Mädchen ist schön, wunderbar schön — nennen Sie mich einen thörichten Vater — aber sie ist ein Prachtwerk, eine Meisterschöpfung des allgütigen Gottes an Körper, Geist und Herz. Ich kenne die Verderbniß der Gegenwart, mein Kind darf nicht von dem leisesten unreinen Hauch angeweht werden. Mein Herzog ist ein edler Fürst, mir ein treuer, wohlwollender Gönner,—aber weshalb ihn oder irgend Jemanden in Versuchung führen? — Jetzt aber, wo ich nach eingehender Berathung mit meinem Schwiegervater, meinem Schwager und meiner Schwester, den nächsten Verwandten meiner Tochter, beschlossen habe, sie weit weg — außer Deutschland zu senden, will ich sie einmal auf dem nächster Tage stattfindenden Maskenball aufführen."

„Bei Gott! Oppenheim," rief Harms mit Wärme, „Sie sind mehr als ich glaubte; ich hielt Sie für einen großen Mann, aber Sie sind noch mehr: Sie sind auch ein großer Mensch! Schon daß Sie an Ihrem Glauben festhalten und es verschmäht haben, zum Christenthume überzugehen, trotzdem Sie darum ebenso dringend von dem Herzog als von der Landschaft, ebenso von den Katholiken als von den Lutheranern angegangen wurden—hatte ich ja selbst von Wien aus den allerhöchsten Auftrag, auf Sie in dieser Richtung einzuwirken—hat mir Bewunderung eingeflößt; und es wurde Ihnen ein hoher Preis geboten: man wollte Sie in den Grafenstand des römischen Reiches erheben. Ihre Stellung wäre dann für alle Fälle befestigt gewesen und der größte Theil Ihrer Gegner beruhigt, befriedigt in das Lager Ihrer Freunde übergegangen. Excellenz, genehmigen Sie die Versicherung meiner Bewunderung für Sie und seien Sie vorsichtig, trachten Sie sich dem Lande und dem Herzoge zu erhalten und....trauen Sie Röder nicht zu viel."

Harms erhob sich; die Conferenz war zu Ende; er empfahl sich und Oppenheim begleitete ihn bis zur Thüre seines Gemaches.

„Excellenz, eine eigenthümliche Bitte um Audienz," meldete jetzt der Kammerdiener.

„Was giebt es?"

„Eine ganze Familie; ein alter Mann, ein Förster Leibold, und ein junges Weib mit zwei Kindern."

„Lassen Sie sie eintreten."

„Die kleine Gruppe der Angemeldeten drängte sich scheu in das Arbeitszimmer. Voran ein alter Mann von etwa fünfundsechzig Jahren, mit grauen, fast weißen Haaren, dessen Kleidung seinen Stand verrieth: eine feste, knorrige Gestalt, mit einem von Wind und Wetter hart hergenommenen Gesichte; die Frau, ein hübsches Weib von etwa fünfundzwanzig Jahren, warf sich mit ihren beiden kleinen Kindern dem Minister zu Füßen und umfaßte seine Knie.

„Steht auf....ich kann das nicht leiden," sprach Oppenheim fast streng, „was wollt Ihr?"

Die Frau konnte vor Schmerz und wohl auch vor Schrecken nicht sogleich antworten; der alte Mann ergriff das Wort:

„Gnädigster Herr Minister, ich bin der alte Leibold, Gräflich Helfenstein'scher Förster; ich bin der Vater des unglücklichen Dietrich Leibold; das da ist seine arme, verzweifelnde Frau, und die da seine verlassenen Würmer, denen der Vater und Ernährer fehlt."

„Habt Ihr nicht vom Amt monatlich zehn Gulden ausgezahlt bekommen?" unterbrach ihn der Minister, sich an die Frau wendend.

„Ja," hauchte sie leise, „und wir haben täglich für das Wohl unseres unbekannten Wohlthäters gebetet."

„Gut....fahrt fort," befahl der Minister dem Förster.

„Mein armer Sohn, der die Holzfäller in den Waldungen des gnädigen Herrn von Bentingen beaufsichtigt, war eines Tages nach Stuttgart gegangen und ließ sich wahrscheinlich im Rausche im Wirthshause zu ungeziemenden Aeußerungen gegen Euer Excellenz hinreißen. Zwei Stunden darauf wurde er verhaftet, und wir sind schon sechs Monate ohne jede Nachricht von ihm. Ich, mein altes Weib, seine Frau und meine Schwiegertochter, wir vergehen vor namenloser Angst; jetzt können wir es nicht länger aushalten...."

„Gnädigster Herr! lebt der arme Mensch noch? Unser gnädiger Graf Helfenstein behauptet, mein Sohn wäre geblendet worden, man hätte ihm die Zunge ausgeschnitten und er verschmachte in den unterirdischen Grüften zu Hohenasperg. Sagen Sie es uns, allergnädigster Herr Minister.....die furchtbarste Wahrheit ist besser als der peinigende Zweifel."

Der Minister schwieg einen Augenblick; dem alten Förster, dessen Blick starr auf ihn gerichtet blieb, schien es, als wenn ein leises Lächeln die starren wie aus Marmor gemeißelten Züge belebte.

„Warum habt Ihr Euch nicht sofort vertrauungsvoll an mich gewendet. Ihr wußtet es ja, daß ich ein milder Mensch bin. Euer Sohn war wegen öffentlicher Beleidigung meiner Person zum schmählichen Staupenschlag verurtheilt, — er ward von mir vollkommen begnadigt — warum kamt ihr nicht zu mir?....ich will es Euch sagen....Ihr selbst wart entsetzt von der Verderbtheit dieses undankbaren, rohen Menschen. Ich hatte ihn begnadigt; obwohl er mich beleidigt ohne jeden Grund, ohne mich je gesehen zu haben, und — vierzehn Tage darauf spricht er im Wirthshause, wo fünfzig Menschen rings umher saßen ..., was sagte er, Förster Leibold, Ihr waret ja zugegen, was sprach er von dem Manne, dem er hätte dankbar sein sollen?"

Der Förster schwieg.

„Nun denn, so will ich es Euch sagen; Euer Sohn, der von mir begnadigte Holzaufseher Dietrich Leibold, sagte öffentlich: Wenn mir der Jude, der Oppenheim in die Hand fällt, steche ich ihm die Augen aus, schneide ihm die Zunge ab und lasse ihn in einem Käfig verhungern; wir brauchen keinen Juden zum Minister .....Ist's nicht so? sprach er ein Wort anders ...Ihr waret Zeuge, könnt Ihr's läugnen?"

Der Förster senkte seinen Blick zu Boden, das Weib schluchzte, und die beiden Kinder, welche die Mutter weinen sahen, begannen mit kreischender Stimme zu heulen.

„Darf eine solche niederträchtige Roheit, eine so furchtbare Widersetzlichkeit, ein so abscheuliches Verbrechen ungestraft bleiben? — Förster Leibold, ich will nicht fragen, was mein Vorgänger, Graf Grävenitz, in gleicher Lage gethan hätte, der hätte den Mann zu Tode foltern lassen, und es hätte Viele gegeben, die ihm dieses Recht zugestanden hätten. Aber ist nicht Jeder berechtigt sich vor einem so kühnen, waghalsigen Verbrecher zu schützen? hatte ich nicht das Recht ein so gefährliches Individuum, das mir offenbar nach dem Leben strebte, unschädlich zu machen?......Mußte ich nicht ein furchtbares Exempel statuiren und den Elenden für immer verschwinden lassen, damit es nicht Andern gelüste, dem frechen Buben nachzuahmen, die Ordnung, die Ruhe im Lande Würtembeg zu untergraben, den höchsten Beamten des Landes, den Stellvertreter des Herzogs, zu beschimpfen, zu bedrohen ...Wenn ich nicht in diesem Falle der keckſten Verworfenheit, des niederträchtigsten Fanatismus den Thäter strafe, was würde man sich weiter zu thun erlauben? — Wenn der elende Mann zeitlebens in den Grüften von Hohenasperg gefesselt bleibt, habe ich nur meine Pflicht erfüllt, — den Staat, das Gesetz, mich selbst geschützt — oder ist's nicht so, Förster Leibold — oder kann Sie, Frau, etwas dagegen einwenden?"

Die Fragen blieben unbeantwortet; es war eine tiefe Stille entstanden, man hörte nichts als das Klopfen der zagenden Menschenherzen.

Der Minister hatte sich in seinem Lehnstuhle niedergelassen und fuhr sich mit der Hand durch sein reiches schwarzes Haar.

„Könnt Ihr schweigen?" rief er plötzlich. Seine Frage blieb zuerst unverstanden, er mußte sie wiederholen.

„Wenn es sein muß, werde ich schweigen wie das Grab," versicherte der Förster, und das junge Weib betheuerte rasch dasselbe. Der Minister läutete, Geheimschreiber Jungmann trat ein.

„Nehmen Sie die beiden, den alten Mann und die junge Frau, in ihr Zimmer; lassen Sie sie beide auf das Kruzifix bei ihrer Seligkeit schwören, daß das,

was sie sehen und hören werden, nie ohne meine Erlaubniß über ihre Lippen kommt," dann fügte der Minister noch einige Worte in französischer Sprache bei

„Geht mit dem Manne....wenn Ihr geschworen habt, und wiederkommen werdet, sollt Ihr Näheres über das Schicksal Dietrich Leibold's erfahren. Die Kinder sollen in der Küche warten, der Koch soll Ihnen etwas zu essen geben."

Wenige Minuten später traten der alte Leibold und seine Schwiegertochter, nachdem sie einen heiligen Eid in die Hände des Geheimschreibers abgelegt, hocherregt in das Gemach des Ministers.

„Ihr habt bei Eurem Seelenheile gelobt, das tiefste Schweigen zu bewahren, — haltet Eure Zunge im Zaume, die Strafe für einen Eidbruch würde furchtbar sein."

Es vergingen wieder einige Minuten eines entsetzlich peinlichen Harrens für Leibold und seine Schwiegertochter, die beide zitternd in einem Winkel standen. Martin Jungmann trat ein, er nickte unmerklich mit dem Kopfe.

„Also seid Ihr auf Alles gefaßt," frug der Minister ernst.

„Herr Gott!" kreischte die Frau.... „vielleicht ist er doch geblendet, stumm.."

Ein eigenthümliches bitteres Lächeln überflog die Züge des Ministers.

„Nun denn....komm' herein Dietrich Leibold und zeige Deiner Familie, wie sich der Jude, der gehaßte würtembergische Minister Oppenheim rächt."

Die Thüre öffnete sich, an der Schwelle stand Leibold und mit dem Rufe: Allerbarmender Gott! ...Vater, Weib ... wo sind meine Kinder? wo ist die Mutter?" warf er sich den ihm Entgegenstürzenden in die Arme.

Oppenheim's Züge blieben ruhig; aber Jungmann konnte die Thränen, die ihm in die Augen schossen, nicht unterdrücken.

„Euer Gatte, Euer Sohn lebt; — er ist nicht geblendet, nicht stumm, — ich bin eben besser als er" sprach der Minister gütig aber ernst. — „Ich ließ ihn vorrufen, ich ersah, daß er ein roher, verkommener, urtheilsunfähiger, von wahnsinnigen Fanatikern verhetzter Mensch sei, der, in falsche Hände gelangend, zum Thiere, zur Bestie herabsinken mußte. Ich wollte ihm und Euch beweisen, daß ich ein edlerer Mensch bin, als Ihr begreifen, als Ihr nur ahnen könnt. Zwei Tage lang ließ ich ihn im Dunkelarrest — er wollte mir, seinem Wohlthäter, ja für ewig das Augenlicht rauben, — er sollte für kurze Zeit das kennen lernen, was er mir für ewig zufügen wollte; dann aber ließ ich ihm in einem wohnlichen Gemache sechs Monate lang, bei guter Kost, religiösen Unterricht und Zuspruch von einem würdigen Geistlichen seiner Confession ertheilen. — Ich glaube, Dietrich Leibold, Du bist jetzt gebessert ....Deine Strafe ist beendet; — aber Du bist Forstmann; der gnädige Fürstbischof von Würzburg braucht einen Förster,....Morgen früh reist Du mit Weib und Kind, von zwei Dragonern escortirt, an die Grenze. Dort erwarten Dich des Bischofs Leute. Das Volk muß glauben, Du seiest sechs Monate in schwerer Haft gesessen und würdest jetzt des Landes verwiesen — und ich verweise Dich auch des Landes — wenn Du in den nächsten zehn Jahren würtembergisches Gebiet betrittst, bist Du ein todter Mann! Für Dein Auskommen ist gesorgt; Du bekommst ein hübsches Haus zur Wohnung, hundertzwanzig Gulden jährliches Gehalt und Brennholz was Du brauchst. Noth wirst Du nicht leiden; also morgen früh kommen Dein Weib und Deine Kinder zu Martin Jungmann, und dann reist Du, Dietrich Leibold, in die würzburgischen Forsten auf Deinen neuen Posten."

Der alte Förster und das junge Weib waren auf die Knie gesunken, diese hatte die Füße des Ministers umfaßt und küßte sie.

„Wohlthätiger Engel Gottes!" rief das Weib im höchsten Affekte, „befehlen Sie, daß ich mein Herzblut, das Leben meiner Kinder opfern soll? — mein Seelenheil, Alles gäb' ich für Sie hin!"

„Befehlen Sie über mich, gnädigster Herr!" rief der alte Förster endlich. „Sie sind ein königlicher Löwe ...aber auch eine Maus konnte einst einen Löwen befreien. Excellenz, gnädigster Herr! — jetzt nachdem Sie wie ein vom Himmel niedersteigender Engel, ein Bote Gottes, Barmherzigkeit, Gnade und Milde übend erschienen sind, darf ich es Ihnen gestehen: hätte ich das Furchtbare gesehen, wäre mein Sohn in der That, wie dies Graf Helfenstein behauptete, geblendet gewesen—er zog zwei Pistolen aus seiner Tasche — ich hätte zuerst Sie, dann mich erschossen; — so aber, wie die Sachen jetzt stehen.....wenn Sie einen treuen Diener brauchen, der seinen letzten Tropfen Herzblut für Sie vergießen soll, — gebieten Sie über mich; ich bin Ihr dankbarer Sklave für ewig."

Ein leichter Zug von Rührung überflog Oppenheim's Gesicht.

„Lassen Sie Sonntag in den Kirchen aller Confessionen verkünden" befahl der Minister dem Sekretär, „ich hätte befunden, den Dietrich Leibold wegen beleidigender Aeußerungen über die Behörden, nach ausgestandener schwerer Kerkerstrafe des Landes zu verweisen — und nun, Dietrich Leibold, geh'mit Gott .. und Niemand darf's erfahren, wie gütig ich bin; Ihr habt nicht gesehen, daß er ohne Ketten, nicht im Kerker, daß er bei meinem guten Martin Jungmann gelebt ....Und nun geht, liebe Leute, ich habe noch etwas anderes zu thun. Leibold, Ihr könnt wenn Ihr wollt, Euren Sohn bis an seinen neuen Standort begleiten."

„Euer Excellenz, ich habe nicht das Glück, einem so gnädigen Herrn zu dienen wie Sie es sind. Mein Gebieter, Graf Helfenstein würde mir keinen Urlaub bewilligen. Es ist in den nächsten Tagen große Treibjagd, und da erscheine ich ihm unentbehrlich. Ich danke übrigens unterthänigst für die hohe Gnade.

Das Weib konnte sich von dem wiedergefundenen Gatten nicht loßreißen, und bevor sie schied, entströmten ihrem Munde Dankesworte so heiß, so wahr, wie sie der Menschenbrust entsteigen, in der in einem Momente das höchste Leid in selig jubelnde Lust verwandelt; sie hatte ihren Mann, den Vater ihrer Kinder, unversehrt glücklich wieder gefunden. Dietrich Leibold selbst, der rohe, verthierte Mensch, war so ergriffen, daß er, keines Wortes mächtig, nichts zu thun vermochte als inbrünstig die Hand des Ministers zu küssen.

Die Familie Leibold war entlassen. Martin Jungmann's glühende Blicke hingen bewundernd und verehrend an dem Minister; dieser bemerkte es. „Hab' ich es nicht recht gemacht!" frug er.

„Excellenz, Sie sind noch edler als klug, — und beim lebendigen Gotte! der Klügsten Einer!" rief der Sekretär.

Der Minister schien das Kompliment — Martin Jungmann sprach es als eine, sein ganzes Sein durchdringende Wahrheit aus — zu überhören.

„Lieber Jungmann, sagen Sie dem Diener, mein Wagen soll in einer Viertelstunde bereit sein — vierspännig — ich fahre zum durchlauchtigsten Herzog.

(Fortsetzung folgt.)

(Verspätet.)

Predigt zu Pesach 1886.

Gehalten von Rector Landau, Prediger der israel. Gemeinde in Zürich.

רבן גמליאל היה אומר כל שלא אמר שלשה דברים אלו בפסח לא יצא ידי חובתו ואלו הן פסח מצה מרור

Rabbi Gamliel pflegte zu sagen: Wer nicht ausspricht diese drei Worte am Pesach, der hat nicht seine Pflicht erfüllt.

Wie im vorigen Jahre soll auch am heutigen Feste die „Hagadah" uns den Text liefern zu unserem Vortrage. Dieser ist die oben angeführte Stelle, der Spruch des Talmud-Lehrers Gamliel. Schon die alten Commentatoren und Ausleger der „Hagadah" geben sich viele Mühe, diese Stelle richtig auszulegen. Was will er damit bezwecken, wenn er sagt, daß man diese drei Worte ausspreche? In der Thora sei ja nur geboten, das Pesach-Lamm mit Matzos und Moraur zu essen. Vom Aussprechen dieser Worte sei ja da nichts erwähnt. Und sie geben die Antwort: Der Sinn seines Spruches sei kein anderer als der, daß man mit dem bloßen Genusse von Matzos und Moraur am Pesach seiner religiösen Pflicht noch nicht ganz genügt, daß man auch den Grund, die Ursache, die Veranlassung dieser Gebräuche kennen und wissen müsse; er will also damit sagen: Wir dürfen uns nicht mit der bloßen, sinnlichen Form der Ceremonien begnügen und zufrieden stellen, wir dürfen nie bei der bloßen Ausübung der Gebräuche stehen bleiben; wir müssen vielmehr auch ihren geistigen Inhalt zu ergründen und zu erfassen suchen; wir müssen die Idee, die die Thora bei den vorgeschriebenen Ceremonien in uns erregen will, in unserem Geiste aufleben lassen, um uns so durch das Materielle zu dem Ideellen aufzuschwingen und zu erheben. Wie der Mensch aus Körper und Geist, aus Leib und Seele sich zusammensetzt, so ist jeder religiöse Brauch, jede Glaubensform ein Gedanke in Stoff gehüllt, ein geistiger Inhalt in ein sichtbares Gefäß gegossen. So laßt uns denn in kurzen, schlichten Worten der Anforderung unseres Mischnah-Lehrers nachkommen! Laßt uns diese drei Symbole unseres heutigen Pesachfestes: Pesach, Matzos und Moraur in ihren verschiedenen Wort- und Sachbedeutungen aufsuchen und auslegen und für unsere heutige Festbetrachtung nutz- und fruchtbar machen und anwenden!

Diese drei Worte könnten der Geschichte Israels von seiner Wiege an, von seinem Auszuge aus Egypten bis heute als bedeutungsvolle Ueberschrift vorgesetzt werden; jedes derselben kann für die drei großen Geschichtsepochen unseres Volkes als ahnungsvolles Sinnbild gelten. Und wie Moses in seinem Prophetengeiste das Geschick und das Schicksal seines Volkes lange vorher treu und wahr ankündigte, so hätte schon das erste Fest, welches Israel als Volk feierte, das Pesach-Mizrajim = פסח מצרים mit seinen drei Symbolen gleichsam, prophetisch den Gang und die Entwicklung der geschichtlichen Ereignisse unserer Väter genau und scharf gekennzeichnet.

I.—פסח

פסח על שום מה?

Was ist die Grundbedeutung dieses Wortes? fragen auch wir. Was für einen religiösen Gedanken können wir an diesen Begriff anknüpfen? In seinem Verbal-Stamme פָּסַח bedeutet es: „kieken, schwanken, nicht fest und sicher auf dem Boden stehen"; ferner: „wanken, wankelmüthig und charakterschwach sein, unentschieden in seinen Entschließunger, nicht entschlossen in seinen Ausführungen." Und eine solche Charakterschwäche war Israel eigen von seinem Auszuge aus Egypten an, bis zur babylonischen Gefangenschaft. Wie ein eigensinniges, unlenkbares Kind, wie ein trotziger, unbändiger Knabe, benahm es sich in der Wüste; nicht glauben wollte es, bis es sicht- und greifbare Wunder vor sich hatte. War es nun auf diesen Standpunkt des Glaubens durch zahlreiche Naturwunder gebracht, so hielt derselbe doch nicht lange an; der geringste Mangel an Genußmitteln offenbarte seinen Mangel an Gottesglauben, und gar leicht wankte es hin zu den alten egyptischen Bräuchen, zu dem lange gepflegten Götzendienst. Und seine ganze lange Zeit von der Besitznahme des Landes Kanaan, bis zur Auswanderung aus demselben, bis zur Zerstörung des ersten Tempels, wie wankelmüthig, wie unentschlossen zeigte es sich da! Zerrissen und zerspalten, jeder einzelne Stamm für sich, nur für seine besonderen Interessen sorgend, seinen eigenen Götzen dienend, befehdeten sie sich einander, manchmal bis zur völligen Vernichtung. Und als, durch die Einsetzung eines Königs, der Gedanke der Einigkeit wenigstens so weit erstarkte, daß er knapp ein Jahrhundert dauerte, — auch da kam es aus dem Wankelmuth nicht heraus; nicht die Lehre Gottes, die Vorschriften Moses waren es, die es unbedingt befolgte und hochhielt; nein, die Sitten und Gebräuche der benachbarten Völker waren oft nur zu verlockend für sie, und dahin neigten sie sich, da schwankten sie hin!

Kaum zeigt sich ein lichter Punkt, wenn ein guter, frommer König, ein David, ein Hiskiah, ein Josia zur Regierung kam, der den Götzen- und Höhendienst abschaffte, so war die nachfolgende Finsterniß nur um so greller, wenn ihre Nachfolger die Kinder dem Moloch opferten und alle Greuel des Astartedienstes wieder erweckten. Berichtet uns doch die heilige Schrift, daß der König Josia nach der Auffindung einer Thorarolle — das Buch des Bundes—erst ein Pesach feierte, wie es seit der Zeit des Propheten Samuel nicht geschehen. Mit gerechter Entrüstung rief daher der Prophet Eliah dem Volke am Berge Karmel zu: עד מתי אתם פסחים על שתי הסעיפים Wie lange noch werdet Ihr hin und her hüpfen auf die zwei entgegengesetzten Aeste am Baume des Glaubens? ist Baal Gott, so wandelt ihm nach; ist der Ewige der wahre Gott, so folget ihm! Aber entscheiden müsset Ihr Euch, denn das Hin- und Herschwanken zwischen Gut und Böse ist in seinen Folgen verderblicher, unheilbringender als das entschieden Böse selbst! Ein Mensch, der heute gut und recht handelt, fromm und tugendhaft ist, morgen aber schlecht und verworfen, gottlos handelt, der ist mehr zu meiden, mehr zu verachten, als jener, welcher consequent schlecht und böse ist. Vor diesem kann ich mich hüten, vor jenem aber nicht. Und diese Unentschlossenheit und Wankelmüthigkeit war nicht allein die innere Folge, sondern noch die äußere Veranlassung der Auflösung des Nationalstaates von Juda. Sein letzter König, Zedekiah, von Nebukadneza, König von Babylon, auf den Thron gehoben, war durch seine Treulosigkeit gegen diesen, durch sein Hin- und Herschwanken zwischen Babylon und Egypten zwischen Nebucadnezar und Pharaoh, die unmittelbare Ursache, daß der herrliche Bau Salomo's, daß der Tempel auf Moriah zerstört und Juda in Ketten nach Babylon geführt wurde.

(Schluß folgt.)

Die Deborah.

Herausgegeben von
The BLOCH Publishing and Printing Company,
45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,
Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 21. Mai 1886.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemein e jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Die Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
Sabbath Visitor"	1 50
Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Die orthodoxen Wochenschriften „Israelit" und „Jeschurun" treiben mit ihren Lesern Elementarunterricht; sie schreiben ein Langes und Breites über „Pirke Aboth". Sind die orthodoxen Juden Deutschlands wirklich so unwissend geworden, daß sie in ihren Organen über „Pirke Aboth" unterrichtet werden müssen? Merkwürdig bei der Sache ist die Naivität der orthodoxen Volkslehrer, die gar nicht zu merken scheinen, daß in „Pirke Aboth" nicht ein einziges Ceremonialgesetz besprochen oder urgirt wird, so daß man nach den in dem Buche vorgetragenen Lehren ein ganz guter Jude sein kann, ohne ein einziges Ceremonialgesetz auch nur zu kennen. Das scheinen die Herren gar nicht zu bemerken.

Die Bekehrungsmanie unserer christlichen Nachbarn ist vom Fanatismus bis zur Lächerlichkeit in der sogenannten Heilsarmee herabgesunken. Diese Heilsarmee, von welcher man in allen Städten und Dörfern Abtheilungen begegnet, ist eine quasi nach dem Muster der bleiernen Soldaten militärische Organisation, hat Offiziere, Gemeine, (oft sehr gemeine,) Korporäle und Musikanten, Männer, Frauen, Buben und Gassenjungen, die mit Trommel und kreischender Flöte durch die Straßen ziehen, eine komisch stramme Haltung annehmen, heilige Lieder singen, und welch ein Gesang! Gebete murmeln, Tractätchen vertheilen und so gegen den Unglauben zu Felde ziehen, zum Gaudium der Gassenjungen und zum Aergerniß gebildeter Menschen. Die Polizei verhaftet diese Ruhestörer nicht, weil sie harmlos sind und weil es überhaupt gegen die Heuchelei und die Albernheit keine Gesetze giebt. Die Constitution der Vereinigten Staaten verbietet keinem Menschen, einen Narren aus sich zu machen. Auch giebt es kein Gesetz gegen das Näseln, das Stöhnen und die christlichen Magenkrämpfe. Aber die vernünftigen und frommen Nachbarn sollten denn doch begreifen, wie diese Heilsarmee das Christenthum und die Religion lächerlich macht und zum Spotte der Gassenjungen herabwürdigt. Wir Juden können über solche Tollheiten nicht einmal lachen, weil es uns denn doch gar zu traurig erscheint, daß man die Religion so dem allgemeinen Spotte preis giebt.

Während der letzten Woche tagten die Großlogen No. 2 und 7 des „Bene Berith" Ordens in jährlicher Convention, erstere in Cincinnati, und letztere in New Orleans. Die Großloge setzt sich aus den Repräsentanten der Logen zusammen und nur Ex-Präsidenten sind wählbar. Man findet also in den Großlogen die eigentliche Aristokratie des Ordens und darunter Männer von bedeutender Bildung, Geschäftskenntniß und Rednertalent. Man kann annehmen, daß man die hervorragendsten Kräfte des amerikanischen Judenthums in den jährlichen Conventen der B. B. Großlogen antreffen kann. Die jährlichen Versammlungen, die in den verschiedenen Städten der Distrikte abgehalten werden, sind gewöhnlich von glänzenden Banquetten, Conzerten, Bällen u. dgl. begleitet, die von der Brüderschaft der betreffenden Stadt gegeben werden, was schon viel zur Einigung, Einheit und Eintracht beiträgt. Die Ordensgeschäfte könnten wohl von einem minder zahlreichen Körper und mit weniger Kostenaufwand abgemacht werden; als geeignetes Mittel, die Verbrüderung zu fördern, sind diese Versammlungen ausgezeichnet. Die Protokolle, von den beiden Versammlungen sind im „American Israelite" vollständig abgedruckt und sind zu reichhaltig für die „Deborah". Das Wichtigste ist der Beschluß, das Clevelander Waisenhaus vom Grunde auf neu und viel großartiger aufzubauen, um ungefähr fünfhundert Waisenkinder unterbringen zu können. Der Neubau soll sofort in Angriff genommen werden, sobald man ermittelt hat, ob der Distrikt No. 7 im Waisenhausverband zu verbleiben gedenkt. Dieser Distrikt zahlt jetzt zu zwei Waisenanstalten, nämlich in Cleveland und New Orleans, und da ist es fraglich, ob die Belasteten fernerhin diese doppelten Abgaben zu leisten gewillt sind. Der Orden hat nach vorliegenden Berichten an Zahl und Kapital im verflossenen Jahre verloren, zwar nicht bedeutend, aber jeder momentane Rückschritt wird als böses Omen betrachtet. Als Ursache nimmt man an, daß das Ritual zu sehr modernisirt, die gesetzmäßige und gleichmäßige Unterstützung der Kranken aufgehoben werde (in vielen Logen) und die Lebensversicherung auf je tausend Dollars für jedes Mitglied für junge Leute viel zu kostspielig ist. Es liegen keine Vorschläge vor, diesen Ursachen entgegenzuarbeiten; wir wissen aber, daß Herr Heinrich Mack einen Plan ausarbeitet, der die Lebensversicherungsfrage praktisch und endgültig zu lösen geeignet ist. Der „Bene Berith" Orden hat sehr viel zur Einigung der amerikanischen Judenheit und zur Regelung der Wohlthätigkeitsanstalten beigetragen. Er hat großartige Anstalten ins Leben gerufen, unterstützt sie kräftig und ist unter uns historisch geworden, so zu sagen ein Theil des Judenthums; er soll und darf nicht sinken, die nugatorischen Punkte müssen beseitigt werden, und dazu gehört auch die Groß-Großloge, die in ihrer jetzigen Gestaltung wie ein Alp auf dem ganzen Orden lastet.

Der Gottesglaube, der Monotheismus, wie er aus dem Geiste Israels hervorgegangen, hat diese Civilisation mit ihren Rechtsbegriffen, Sittlichkeitsprinzipien und Freiheitsgedanken geboren und großgezogen. In den Ländern, wo der monotheistische Gottesgedanke am schärfsten betont wurde, wie z. B. unter den bibelfesten Engländern und Amerikanern, da haben auch Recht und Freiheit ihre ersten und schönsten Siege gefeiert. Weil aber in verschiedenen Ländern Staat und Kirche ihren Zweck verfehlten, statt Recht und Freiheit Unrecht und Knechtschaft förderten und dazu sich gegenseitig die Hände reichten, wurde der Atheismus als Befreiungsmittel heraufbeschworen, zuerst von Volksmännern, dann von der Wissenschaft und dem beiden nachhinkenden pseudo-philosophischen Denken, bis endlich Bauer, Handwerker, Taglöhner, Hausirer, Stubenmädchen, Waschweiber, wie die gescheidten Herren und Herrinnen, die Stutzer und Stutzerinnen, die Aufgeklärten, die Aus- und Eingebildeten sich wie Papageien in den Atheismus hineinschwatzten ohne etwas dabei zu denken, und sich den Anschein der Bildung und superlativen Weisheit gaben mit dem Losungswort: „Ich glaube an nichts." Als neue Mode ging das Ding recht gut, da sind ja bekanntlich alle Tollheiten legitim. Die Mode ist Geschmacksache, mit der läßt sich's nicht streiten. Nun treten aber die sozial-politischen Folgen an's Tageslicht, grell und blutig; jetzt stehen wir auch hier vor dem grauenhaften Gespenst der Anarchie, des Nihilismus, des rothen und rohen Communismus, der Zerstörung und Verwüstung, Raub und Mord, Feuer und Dynamit nicht nur predigt, sondern inscenirt, die Massen zu vergiften und die Gesellschaft zu verpesten und aufzulösen bestrebt ist, und alle Führer und Leiter der zerstörungssüchtigen Schaar bekennen sich freimüthig, laut und prahlerisch zum Atheismus; jetzt haben wir die Folgen des Atheismus klar und deutlich vor Augen. Wir gratuliren den hochgelehrten und überaus gebildeten Atheisten zu der sauberen Gesellschaft, in welcher sie sich befinden. Wir gratuliren den atheistischen Weltverbesserern zu den mörderischen Resultaten ihrer Weltanschauung. Das ist keine Ironie, es ist bitterer Ernst, daß wir allen Atheisten gratuliren zu den Mordscenen in Chicago und den Greuelthaten in anderen Staaten; weil wir erwarten, daß wer noch einen Funken Verstand und Sittlichkeitsgefühl in sich hat, wird wohl einsehen und fühlen, wohin der Atheismus führt, der wird wohl begreifen, daß man mit dem Atheismus das Recht, den Frieden und die Freiheit nicht erhalten kann, und sie werden zu der Ueberzeugung gelangen, daß wo immer der Gottesglaube fehlt, da fehlt auch das moralische Gewissen, und wo das fehlt, werden die Menschen zu Bestien, Hyänen, mord- und zerstörungssüchtigen Ungeheuern, wenn die wild erregte Leidenschaft das Fünkchen von Vernunft überwältigt, das in gedankenlosen Massen glimmert. Wenn die atheistischen Herren und Damen zu dieser Einsicht gelangen, kann man ihnen ganz wohl gratuliren.

Zwischen dem Atheismus und dem Agnosticismus auf der einen und dem dogmatischen Christenthum auf der andern Seite, liegt das Judenthum in der Mitte, nicht das von Formen und Observanzen überwucherte, wohl aber das rationell aufgefaßte, das mit logischer Consequenz aus dem reinen Monotheismus hervorgeht. Wenn irgend eine Religion bei der fortschreitenden Cultur und dem Aufschwunge des wissenschaftlichen Denkens eine Zukunft hat, gehört diese sicherlich dem Judenthume, weil es mit der Vernunft und der Humanität in engster Verbindung steht. Wer Vertrauen zu der Vernunft und zum Fortschritte des Humanitätsprinzips hat, dem dürfte diese Behauptung ganz naturgemäß erscheinen. Die Vergangenheit birgt in dieser Beziehung den merkwürdigen Widerspruch in sich, daß auf der einen Seite die jüdische Lehre die Religionen der Vergangenheit verdrängt hat, und daß man auf der andern Seite ihr den hartnäckigsten Widerstand entgegen bringt; da konnte man in Zweifel sein, welches von beiden in der Zukunft siegreich sein wird. Man muß aber bedenken, daß das, was die jüdische Lehre bereits überwältigt hat, viel schwerer zu besiegen war als das, was noch übrig ist. Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß das Judenthum außerhalb der jüdischen Kreise darum ungekannt oder verkannt ist, weil der Jude, um dem Scheiterhaufen, dem Kerker oder, was selbst in Culturstaaten noch der Fall ist, der strafenden Hand des Gesetzes, der Verfolgung zu entgehen, schweigen mußte, oder es im besten Falle nur wagt, undeutlich und in verstümmelten Sätzen, die die Censur passiren, über den Gehalt und Werth des Judenthums zu schreiben und zu sprechen, so daß dem jüdischen Schriftthume ein tüchtiges Lehrbuch der rationellen Theologie oder auch nur einer Apologetik, von einer Polemik nicht zu reden, gänzlich abgeht. In dieser Beziehung und aus sehr natürlichen Ursachen ist das Judenthum das armseligste unter allen Disciplinen menschlicher Erkenntniß. Hinter den arabisch-spanischen Denkern des Mittelalters hat kein einziger Schriftsteller die Lehren des Judenthums als ein organisches Ganzes systematisch dargestellt; die Welt kann also dasselbe nur verkennen. Endlich kommt noch in Betracht, daß die befähigtesten Männer für solche Arbeiten nicht nur unter staatlichem und gesellschaftlichem Zwang und Beschränkung stehen, sondern daß es ihnen von jüdischer Seite unmöglich gemacht wird, eine klare, rationelle Auffassung des Judenthums an's Publikum zu bringen. Dasselbe ist so vom Unkraut allen Zeiten überwuchert, so tief unter dem Staube der Vergangenheit begraben, daß jeder rationelle Gedanke, den Jemand auszu-

sprechen wagt, ein kreischendes Heer von erbosten Gegnern auf den Kampfplatz führt. Aber selbst die edelsten Denker haben nicht immer den Muth und die Selbstverleugnung, ihre geistigen Leistungen vom Fanatismus oder der wohlfeilen Scheinheiligkeit verunglimpft und entwürdigt zu sehen, und da läßt man es lieber beim Alten und wagt es nur gelegentlich und schüchtern, etwas Ganzes und Gediegenes ans Tageslicht zu fördern. Man kann ja nicht mit den Anschauungen und Vorurtheilen aller Welt brechen, und da muß man bescheiden auftreten. Aber selbst die bescheidensten Aussprüche über das rationelle Judenthum werden so laut und emphatisch verlästert (wie z. B. die Prinzipienerklärung der Pittsburger Conferenz), daß die Außenwelt sich nie informiren kann, was eigentlich der Gehalt des rationellen Judenthums ist. Wenn aber diese störenden Ursachen einst zu Boden fallen werden und das Judenthum in seiner Fülle vor dem Forum der Vernunft und der Humanität erscheinen wird, werden die Vernünftigen wohl einsehen, daß das Judenthum die goldene Mitte zwischen Atheismus und Agnostizismus auf der einen und dem dogmatischen Christenthume auf der anderen Seite einhält und darum auf Anerkennung und Würdigung rechnen darf.

Vom Büchertische.

Kritische Blätter von H. Zirndorf.

8. Rabbi H. M. Bien, Purim, a series of Character - poems etc., Vicksburg, Miss., 1884.

9. The Same, The Feast of the Lights, or Chanukoh, three character-poems. Ibid, 1885.

Der dürftige Apparat unseres öffentlichen Religionsunterrichts und die aus den sozialen Verhältnissen erfließende Blasirtheit unserer heranwachsenden Jugend läßt die jungen Köpfe dunkel und unbelehrt über so manche wichtige Einzelheiten unseres Religionshaushalts, sowie auch die Herzen dabei kalt und unbewegt bleiben. Wie soll diesem Uebelstande abgeholfen werden? Predigt, Jugendgottesdienst, Erbauungsbücher, eine gesammte volksthümliche Literatur: sie können sehr viel Gutes wirken; allein sie reichen für sich selbst immer noch nicht aus, unsere Kinder zu treuen Bürgern der Glaubensgemeinde zu erziehen.

Man hat das Haus und die elterliche Anleitung zur Erzielung eines besseren Resultates in Vorschlag gebracht; und eine vortrefflichere Mithülfe kann man sich denn auch schwerlich denken. Allein gegen das Elternhaus gerade schwebt ja die Anklage, daß es seines Berufes verfehlt, daß aus seinen verweltlichten Mauern nur wenige sympathische Klänge in das junge Gemüth hineintönen. Ja, wenn wir den Schwerpunkt der Religionsunterweisung wieder nach dem Familienheim zurückverlegen, da müssen wir zuerst Bedacht darauf nehmen, dieser Stätte einen reicheren, frischen Inhalt zu schenken.

Holde Poesie, freundliche, jugendliebende Fee! kannst denn du uns aus unserer Verlegenheit nicht helfen? Der Gedanke, religionsgeschichtliche und rituelle Stoffe durch poetische Einkleidung und Bearbeitung dem jüngeren Geschlechte näher zu rücken, ist in Deutschland wenigstens nicht neu. Leopold Stein hat vor Jahren in seinem „Haus Ehrlich" alle Feste des Jahres erklärt und poetisch verklärt. Lehmann hat dem jüdischen Hause ein prächtiges Chanucca-Buch geschenkt; Ludwig August Frankl in seinem „Libanon" die ganze Weltliteratur im Dienste des Judenthums gebrandschatzt. Auf amerikanischem Boden war Rabbi Bien meines Wissens der Erste, der es verstand, die Poesie in die Dienste der Religion zu stellen: dafür gebührt ihm ein nicht alltäglicher Dank. Der schwere, tiefe Klang der deutschen Muse ist ja ohnedies für unser Amerika zu wenig anziehend; gelingt es ihm doch selbst in Deutschland kaum, sich in den Volkskreisen Gehör zu verschaffen.

Unsere unterm Sternenbanner aufgewachsene Jugend ist durch den Republikanismus insgesammt großjährig gemacht. Sie will nicht blos lesen, nein, auch mitthun, mitspielen, jedenfalls mitrecitiren. Gebt ihr also eine dichterisch spielende Beschäftigung; haltet ihren deklamatorischen wie ihren übrigen Ehrgeiz in Athem; zeiget ihr die ehrwürdigen Dinge der Vergangenheit in einem mehr realistischen als idealen Gewande, wobei dichterische Verallgemeinerung und grundtreue historische Objektivität sich aufs schönste die Wage halten.

Und Rabbi Bien ist der Mann für eine so vielgestaltige Aufgabe, wie er uns durch seine beiden Festspiele zur Genüge bewiesen. Von Natur mit rednerischem und poetischem Geschicke in nicht geringem Grade begabt, hat Bien es offenbar zu seiner Aufgabe gemacht, die Sprache seines Adoptiv-Vaterlandes bis zu einem Grade zu durchdringen, daß er in ihren anspruchlosesten und bestgewählten Dichterweisen der Jugend ihre halbvergessenen Heiligthümer zu erklären vermochte. „In den vorausgegangenen: "Oriental poems" hatte der Verfasser sich an tiefern, Begeisterung heischende Klänge versucht, und manches gute Lied ist ihm dergestalt gelungen. Mir aber scheint, erst im Chanucca- und im Purimbuche hat er sein wahres Element gefunden. Nur wer die Jugend wahrhaft liebt und nebenbei die Welt mit einer Heiterkeit betrachtet, welche absolut kein Geschick trüben kann, vermag solche Szenen und Verse zu erfinden.

Man muß über den zuweilen gar hausbackenen Ton solcher Darstellungen nicht allzu sehr den Kopf schütteln. Strenge gründliche Gelehrsamkeit ist im Ganzen viel häufiger anzutreffen als ein solch gesunder Realismus, welcher die Dinge der Vorzeit mit klugem Auge vom Blatte liest und für die allgemein menschlichen Züge darin oft die modernsten und faßlichsten Ausdrucksweisen findet.

In den beiden Heften liegen tragisches Pathos und fesselloser Humor oft im engen Raume nebeneinander; doch ist für meinen Geschmack das Chanucca-Gedicht besser gelungen als die Purim-Komödie. In der letzteren überschreiten die Anachronismen oft alles richtige Maß, besonders wenn auf die moderne Damenemanzipation und die vielen Doktorinnen deutliche Anspielungen gemacht werden.

Im Chanucca-Hefte sind die Reden der sieben Märtyrerknaben zum Theil von bedeutender, nicht selten ergreifender Wirkung; und andererseits ist der Bösewicht Jason als ein urkomischer Geck und Prahlhans hingezeichnet, wodurch das Ganze zuweilen an die Figuren eines Puppentheaters erinnert. Ab und zu wächst Einem dieser Realismus denn doch einigermaßen über den Kopf, so daß man einige der groteskeren Stellen gerne etwas verfeinert oder beseitigt wünschen möchte. Doch sind dies Einzelheiten, welche der Nützlichkeit des Ganzen keinen Eintrag thun. Der Lesetisch der Familie hat durch Rabbi Bien's zeitgemäße Gaben eine sehr annehmbare Bereicherung erfahren.

Die Nadeln des Gefangenen.

Poetische Erzählung.

Von H. Zirndorf.

1.

Das war ein Rauschen, war ein Wogen,
Die breiten Straßen auf und ab;
Das war durch Hallen, Marmorbogen
Ein Volksgewühl und Rossestrab.
Ein Meer von Licht strahlt blendend nieder
Auf manchen reichen Säulen-Fries;
Vom Chor der Feste und der Lieder
Rauscht auf das nächtliche Paris.

Wer auf den stolz geschwung'nen Brücken
Jetzt wandelt, die den Strom umbauen,
Den wird manch reiches Bild entzücken:
Kein Punkt der Welt läßt so viel schauen.
Denn in des Volkes bunten Wellen
Umbraust ihn ja des Lebens Macht
Wo dunkle, helle Erdgeschicke,
Sich bieten die Entscheidungsschlacht.
Doch wem Empfindung wohnt im Herzen,
Der fühlt mit soviel fremdem Weh,
Der ahnt und mißt die heil'gen Schmerzen,
Die still begräbt der bunte See.
Mag immer auf der Oberfläche
Des Jubels helle Losung dröhnen,
Doch tief im Grunde murmeln Bäche
Mit ihrer Last von Blut und Thränen.
Hier wacht der Diener stolzer Schwarm
Vor manchem lichtbestrahlten Haus,
Dort drückt sich der verschämte Harm
In stille Ecken, weint sich aus.
Indeß der Erde Fürst, der Reiche,
Auf hohem Roß vorüberjagt,
Harrt fruchtlos dort die Noth, die bleiche,
Die Lippe schweigt, der Blick nur klagt.
Verzweiflung schlingt die bangen Kreise
Um manches früh ergreifste Haupt,
Kein Ohr vernimmt, wie dumpf und leise
Der Fluß ein willig Opfer raubt.
Und immer weiter wogt die Menge
Und jagt nach Lust und Hochgenüssen,
Und keiner ahnt, daß im Gedränge
Ein Bruder ward hinweg gerissen.
Doch wenn im Glanz der Mittagstrahlen
Das Volk nach Hain und Garten wallt,
Da wird es kund aus den Journalen:
„Ein neuer Selbstmord!" tönt es kalt.

Gekommen war die Zeit der Feste,
Nie waren sie so zauberhaft,
Wenngleich für ungezählte Gäste,
Die Weltstadt täglich neue schafft.
Ein sondrer Widerstreit der Sitte
Mischt Wintersgraus mit neuem Leben.
Wenn aus der goldnen Fluren Mitte
Der Sonne Gluthen leis entschweben,
Wenn Gärten rings und Haine trauern,
Und Nacht und Schnee die Erde deckt,
Dann wird in unsrer Städte Mauern
Des Festes Fackel angesteckt.
Wo sonst der Einsamkeit Dämonen
Geweilt, soll jetzt die Freude wohnen,
Der hohen Säle banges Schweigen
Durchtobt der Tänzer lauter Reigen,
Und fli.ht die Sonne von der Erde,
Dann tagt es erst am heim'schen Herde.

Doch in der Jubelnächte Kette
Schwer ist's zu werben um den Preis,
Es ringt in Festen um die Wette
Die Eitelkeit sich müd und heiß.
Dies Haus rühmt hoher Gäste Namen,
Das andere preist sein Feuerwein;
Hier lockt ein Kranz holdsel'ger Damen,
Dort Pracht und Fülle im Verein.
Doch vom Portal zum lichten Saale
Rühmt jeder Mund hier einen Mann,
Wer je geweilt bei seinem Mahle,
Der spricht von Grafen, dem Iwan.

Das ist der Polengraf, der reiche,
Der jüngst vom fernen Czarenreiche
Gewandert nach der Seine Strand.
Im schönsten der Paläste weilt
Er dort, mit jedem Dürft'gen theilt
Er, was das Glück ihm zugewandt.
Doch wenn vom Lande der Sarmaten
Ein Flüchtling seines Stammes kehrt,
Der wird von ihm beschützt, berathen,
Mit Brudertreu gehegt, geehrt.
Vielzüng'ge Sage geht im Kreise
Und pflanzt sich fort in Hof und Stadt,
Und Dienerschaaren flüstern's leise,
Daß er nicht L nd noch Heimath hat.
Wer weiß, um welche Schuld ihm Rache
Geschworen der ergrimmte Czar,
Die ihn vertrieb vom heim'schen Dache,
Und von dem Land, das ihn gebar.

Mit diesem Kelch sei Hohn dem Czaren
Geboten, seiner düstern Macht!
Sein Schreck wirkt nur auf Sklavenschaaren,
Hier wird sein Donnerwort verlacht.
Nur eine Fürstin herrscht, die Sitte,
Mit mildem Stab in diesen Räumen,
Froh lenkt hieher die Wanderschritte
Der Fremdling und will gerne säumen.
Woher des Wegs er auch gekommen,
Es nennt dies Haus ihn froh willkommen,
Was auch sein Name, sein Geschick,
Sein Freibrief ist ein offner Blick,
Ein gutes Schwert an seiner Seite,
Ein Sieg im holden Musenstreite.
Welch' reicher Kranz von Männern, Frauen,
Geschaart aus manchem fremden Land,
Als ob Europa's fernste Gauen
Hieher die Würdigsten gesandt.
Wem hier die Freude nicht erschien,
Deß kalten Sinn wird stets sie flieh'n.
Als flücht'gen Schaum im gall'schen Witze
Umspielt si: hier den trunk'nen Sinn,
Sie lockt aus schönen Augen Blitze,
Jetzt rast als Walzer sie dahin.

Indeß in prunkend stiller Klause,
Wohin der Reigen leiser klingt,
Weilt sie, die herrscht in diesem Hause,
Von trautern Freunden nur umringt.
Die schöne Hand ruht in der Rechten
Des Gatten, ihre dunkeln Flechten
Umschweben eine Stirn, so weiß,
Ein Angesicht, so jugendschön,
Daß selbst das Weib, daß selbst der Greis
Vor ihrem Reiz geblendet steh'n;
Wie fessellos, wie reich entquillt
Dem schönen Mund der fränk'sche Laut,
Für Jeden hat ein Wort sie mild,
Und einen Gruß gewinnend, traut.
Doch zeigt die Blässe dieser Wangen,
Ein Schatten um der Augen Blau,
Daß sie des Schmerzes Weih' empfangen,
Daß sie gekostet Thränenthau.

„Dein Aug sich bange nach mir lenkt,
Sein Fragen, Blanka, deut' ich mir:
Warum in Träumen still versenkt
Den Gästen fern ich weile hier."
Die Gräfin spricht's, die Andre senkt
Den Blick, und sie entfärbt sich schier.
Dann spricht sie: „Nicht will ich verhüllen,
Ludmilla, meiner Frage Sinn,
Es lenkte willenlos im Stillen
Mein Blick sich nach der Freundin hin,
Und der Gedanken bangem Flug
Begegnet' ich auf ihrem Zug."
„Dein Geist war auf der rechten Spur,
Der meine weilt' auf heim'scher Flur.
Und sieh, ich folge deinen Blicken,
Sie trafen just den Diamant,
Er will sich schlecht zum Ernste schicken,
Der meine ganze Seele bannt."
Erröthend sprach die fränk'sche Dame:
„Werth ist, Ludmilla, dir der Stein,
Gewiß, es ist ein theurer Name
Geknüpft an seinen mag'schen Schein."
Still nimmt das Kreuz sie von dem Sitze
An ihrer Brust, daß in der Hand
Der Freundin spielen seine Blitze.
„Ein sonn'ger Körper, lichtverwandt!
Welch eine Zier in dunklem Haar!
Doch seh' ich recht, ein Nadelnpaar
Geschlossen in den seltnen Stein!
Sie höhnen seinen Wunderschein,
Aus schlichtem Stahl, von Rost zernagt,
Wie sich die Dohl' zum Adler wagt.
Nie sah man seltsam schnödern Bund,
Die Nacht im Strahlenflammengrund."
So spottet Blanka, und im Kreise
Ertönt's wie Widerhall, erst leise
Und lauter dann: „Ein Diamant
Und Nadeln zwei, es klingt wie Hohn!"
„Ma foi — spricht ein junger Fant —
Es ist das Wunder der Saison!"
So geht das Kreuz von Hand zu Hand,
Ein Ach des Staunens hier entflohn,
Des Neids Gewölk auf jenen Wangen,
Des Beifalls Hauch um diesen Mund
Verräth' die Neugier, das Verlangen
In all der frohen Gäste Rund.

(Fortsetzung folgt.)

Inland.

Neu Jerusalem, 16. Mai.

Der wunderschöne Monat Mai verdankt seinen guten Ruf einzig und allein den männlichen Poeten. Liebesjubel und Lebensfreude klingt aus allen Männerherzen, sie singen und sagen wundervolle Mähre vom duftenden Lenzesmond.

Warum, so frug ich mich neulich, bleibt das Frauenherz im allgemeinen so starr verschlossen den berückenden Einflüssen des lieblichen Mai, warum entringt sich dem poetischen Weiberherzen so selten ein preisend Frühlingslied? Die Antwort auf diese Frage findet man in dem momentanen Zustande unserer Wohnungen. Kaum haben sie die Atlas- und Spitzen-Kleider vom letzten Calico-Ball abgelegt, da beginnt auch schon die Metamorphose der Frauen. "House-cleaning" ist die Parole des Tages und unsere Ballköniginnen verwandeln sich urplötzlich in gute Hausfrauen. Die Frühlingsode der Frauenwelt äußert sich alljährlich in höchst praktischem Gebrauche von Wasser, Schwamm und Seife. Während draußen balsamische Maienluft weht, verdickt Insektenpulver die Stubenluft; draußen der Wohlgeruch unzähliger Frühlingsblumen, innen Terpentinparfüm, die unempfindlichste Nase penetrirend. In solcher Stickluft tummelt sich Pegasus nicht gerne, und die Poesie kann nicht gedeihen, wenn auch ab und zu der Poeten gedacht wird. Die poetische Ader der drallen, emsig arbeitenden Magd schwillt unbewußt, wenn sie rathlos in diverse Bettlucken starrt, klagend säuselt's von ihren Lippen: „Warum gabst du mir zu sehen, was ich doch nicht fassen kann!" und traurig tönt's von innen wieder: „Raum ist genug auf der Erde, was verfolgst du meine Heerde!"

Es ist wunderbar, wie vertrauensselig die menschliche Natur ist. Jeder Frühling enttäuscht, und doch wie sehnen wir ihn herbei während des langen, bangen Winters. Und ist endlich der holde Lenz erschienen, da verheeren brausende Wasserfluthen die blühendsten Thäler, das Schaffen des fleißigen Landmannes wird zerstört; in den Städten vernichtet der dröhnende Orkan der Menschen Werk, und oft sogar ihr Leben. Wie gräßlich wütheten doch die Elemente in Kansas City, wie schrecklich wurde die Fahrlässigkeit der Menschen dort bestraft. Nichts ergreift mich mehr, als wenn ich sehe wie blühende Kinderleben dem Leichtsinne der Erwachsenen zum Opfer werden. Die kleinen Leichen, begraben im Schutte des eingestürzten Schulhauses in Kansas City, und die Opfer, die der Einsturz des Court-Hauses dort forderte, sind von der betreffenden Ortsbehörde indirect ermordet worden. Baufällige öffentliche Anstalten können nur dort sein, wo es pflichtvergessene Beamte giebt, und wer immer sie auch seien sollten zur gesetzlichen Verantwortung für die Unglückskatastrophe gezogen werden. Merken erst die Menschen, daß Pflichtverletzung ein Justizverbrechen ist, dann werden sie aufhören leichtsinnig zu sein. Das Urtheil der öffentlichen Meinung ist außer Cours gesetzt, wie die prüft und richtet: darum kümmern sich gar wenige, sonst würden selbst Zeitungsredakteure etwas vorsichtiger in ihren Aeußerungen sein. Ich gebe zu daß heut zu Tage ein gewisser Grad von Charakterlosigkeit zur Weltbildung gehört, allein auch darin sollte man bei allem Ueberflusse Maß halten. In so niedrig brutaler Weise hätte der „Jewish Reformer" Dr. Sonnenschein nicht angreifen sollen, wenn auch Letzterer vergaß, daß zwei Drittheile der Redacteure des „Reformer" die Zerstörung des Judenthums allein patentirt haben. Wäre die Trinitätsvignette auf genanntem Blatte noch am Leben, sie würde erröthen ob des Redactions-Trio, das einen Gesinnungs- und Kampfgenossen so erbärmlich in den Koth zerrt, weil es vielleicht nöthig ist, daheim einzulenken. Wird's nun auch unter Religionslehrern Usus die kleinen Verbrecher zu hängen und die großen laufen zu lassen,? Das muß wohl so sein, sonst kann ich nicht begreifen, wie eine Trauung, vollzogen am Pesach Abend, solche Consternation im „Reform"-Lager hervorrufen kann, in demselben Lager, in welchem der Sabbath, merkt es liebe Juden, der althistorische Sabbath nach langem Leiden ganz ohne Pomp lebendig begraben wurde. Davon hat freilich der „Jewish Reformer" nichts erwähnt, das sind so kleine Familienangelegenheiten, das geht die Oeffentlichkeit nichts an. Aber die Herren „Reformer" vergessen, daß Laien ebensowohl Gedächtniß wie Urtheilskraft besitzen und sich logisch ganz richtig die Frage vorlegen: „Wie kommt es, daß ein Mann, dem der abrahamitische Bund ein barbarischer Akt längstvergangener Zeiten ist, einen anderen verdammt, weil er am Pesach Abend eine Mischehe in staatlicher Form eingesegnet. Selbst ein wichtiges Religionsgesetz verwerfen und den Anderen, der kein jüdisch Gebot verletzt, fanatisch beschimpfen, ist unwürdig. Es will mich schier bedünken, daß ein Rabbiner der die unschuldige Haut, eines Collegen zu Markte trägt, seiner eigenen nicht ganz sicher ist, und deshalb werden wohl die New Yorker Juden es am besten verstehen, warum der „Reformer" dem todten Löwen im Westen einen solch grausamen Fußtritt versetzte. Es hat aber schon oft scheintodte Löwen gegeben, und wenn nicht alle Zeichen trügen, giebt's bald eine eclatante Löwenauferstehung. Was wird dann so ein Rabbiner sagen, der ein schankendes Schiff verließ? Was eine ordentliche Ratte ist, wartet wenigstens, bis es seiner Sache ganz sicher ist. Faselt mir nur wieder von Männerehre und Männerfreunschaft viele besitzen Beides in vollendetster Miserablität. Sie duzen sich und schwören sich Treue, brechen sie anstandslos und es bleibt von der ganzen Herrlichkeit nichts übrig als über ihre Schwäche zu seufzen. Wen beschliche nicht weltverhöhnende Ironie, wenn man sieht, wie leicht Männer zu alten Weibern werden.

Alexandra.

New-York, im Mai '86.

Ein trüber und regnerischer Wonnemonat, und trübe und traurige Berichte von überall: dort die Gewalten der Natur, hier die der Menschen, die Alles mit Zerstörung bedrohend die Weltordnung aus ihren Fugen zu reißen suchen. Von den Naturgewalten hatten wir hier bei uns weniger zu leiden; die Gewalt des Sturmes, vom Westen kommend, hatte seine Kraft auf der weiten Reise über den amerikanischen Continent nahezu erschöpft, doch von der Gewaltthätigkeit der Menschen, die so gerne die bürgerliche und Staatsordnung umwerfen möchten, können auch wir ein Wörtchen mitsprechen, obgleich bei unserem Gleichniß zu bleiben, auch dieser Sturm vom Westen kommend schon viel von seiner Furchtbarkeit eingebüßt hatte, bis er seinen Weg nach New York fand; jetzt ist Alles verhältnißmäßig ruhig, obgleich es noch immer unter der Oberfläche fortglimmt; viele Fabriken sind noch immer geschlossen, da man dem Ansinnen der Arbeiter auf eine achtstündige Arbeitszeit nicht nachkommen kann noch will, da dieses eine ungeheure Umwälzung in allen Branchen zur Folge haben würde.

Das neue theologische Seminar.

Die Delegaten der Seminargesellschaft organisirten sich kürzlich durch Erwählung von Beamten und Trustees. Dieselben sind: Präsident, Dr. S. Solis Cohen, von Philadelphia; Vice-Präsident, Dr. H. Schneeberger, von Baltimore und Dr. Weiß, von New York; Secretär, Dr. H. P. Mendes, von New York und Dr. B. Drachmann von Newark.

Fleckentyphus in einer jüdischen Wohlthätigkeits-Anstalt.

In der Deborah-Nursery, No. 95 East Broadway, und in deren Zweiganstalt, No. 103 East Broadway, sind außer einem Bedientesten, Namens Otto Schultz, der vor zwei Wochen in Castle Garden für die unter Leitung der Frau Adelaide Davis stehende Zweiganstalt als „Porter" engagirt worden, sechs Knaben, deren sich 200 in beiden Anstalten befinden, am Fleckentyphus erkrankt und mußten nach dem Hospital auf North Brothers Island gebracht werden. Gestern wurden dem Gesundheitsrath noch drei weitere Erkrankungen in der Anstalt an der Seuche gemeldet; und fürchten die Sanitätsbeamten ein epidemisches Auftreten der schrecklichen Krankheit; dieselbe ist unzweifelhaft durch den Bediensteten Schultz eingeschleppt worden. Die Anstalten sind unter vortrefflicher Leitung, im besten sanitären Zustande und ist seit einem Jahre kein Todesfall oder gefährlicher Krankheitsfall in denselben vorgekommen.

Das Leichenbegängniß des am Mittwoch in Newark verstorbenen Rabbi Dr. Isidor Kalisch fand gestern Nachmittag statt. Eine Trauerfeierlichkeit wurde um 1 Uhr in der Wohnung des verstorbenen, No. 106 Bleecker Str., von Rev. Dr. Gottheil von New York und Rev. Dr. Leucht von hier geleitet, welcher Freunde des Dahingeschiedenen von New York, Brooklyn und hier, darunter mehrere Rabbiner, Mitglieder der „Oriental" Freimaurerloge, der Vorstand der Gemeinde B'nai Abraham und Mitglieder der Garfield Loge, K. & L. of H., beiwohnten. Reiche Blumenstücke umgaben den Katafalk mit dem Sarg. Es folgte darauf ein Trauergottesdienst im Tempel der Gemeinde B'nai Jeschurun in Washington Str., wo Rev. Dr. Leucht in hebräischer Sprache betete und Rev. Dr. Gottheil die Leichenrede in englischer Sprache hielt, in welcher er dem Dahingeschiedenen als Mensch, Seelsorger und Mann der Wissenschaft hohe Anerkennung zollte. Ein Gebet und der Gesang einer Trauerhymne schloß die Feier. Der lange Trauerzug bewegte sich sodann nach dem Evergreen Friedhof zwischen hier und Elizabeth, wo die Leiche unter freimaurerischen Ceremonien beigesetzt wurde. Der Dahingeschiedene war 1816 in Krotoschin in Posen geboren, studirte in Breslau, Berlin und Prag Theologie und Philologie und bekleidete sodann das Amt eines Rabbi in seiner Vaterstadt. Seine journalistische Thätigkeit für mehrere freisinnige Blätter zog ihm die Ungunst der preußischen Regierung zu und er beschloß deshalb im Jahr 1849, nach Amerika auszuwandern. Mehrere Jahre waltete er seines Amtes in Cleveland, Ohio. Im Jahre 1855 gelang es Dr. Kalisch, eine bei Sodom in Asien gefundene phönizische Schrift, welche ihm von Prof. Gibbs von „Yale College" zugesandt worden, zu entziffern und seine Version wurde von den Sachverständigen in London aus einer großen Anzahl als die richtige acceptirt. Dr. Kalisch zeichnete sich mehrfach durch seine literarische Thätigkeit in deutscher und englischer Sprache rühmlichst aus.

Nobid.

Pesth. — der bisherige Concipist im Handelsministerium, Herr Alexander Lederer, wurde zum Ministerialsekretär ernannt.

Bericht über Schweizerische, speziell Züricher'sche Verhältnisse.

Von Rector Landau, Zürich.

Die Heilsarmee sucht auch die Schweiz zu erobern und hat bereits an einigen Orten festen Fuß gefaßt; so auch hier in Zürich. Ihr erstes Absteigequartier war in einem Wirthshause in Hottingen (einer Vorstadt oder Außengemeinde) bei einem gewissen Abraham Meier. Das Publikum im Allgemeinen ist nicht gut auf die Heilsarmee zu sprechen, weil sie schon manches Unheil angerichtet hat. „Da stecken wieder die Juden im Spiel" sagen Viele hier und auswärts; „denn kein Christ würde der Heilsarmee eine Stätte in seinem Hause gewähren; nur der Jude zog sie hierher, indem er ihnen sein Haus vermiethete." Aber der Herr Abraham Meier ist eben so wenig Jude, wie der Cultus-Minister von Goßle, den die Antisemiten, namentlich der steckbrieflich verfolgte Dr. Förster zum Abkömmling der Semiten stempeln wollten. Der Name thut ja sehr viel. Abraham Meier muß Jude sein; aber wie gesagt, weder ist er, noch war er je ein Jude; er ist gut evangelisch. A propos! Dieser Abraham Meier spukte schon vor mehreren Jahren in den jüdischen Blättern; und wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, machte Ihre, sonst vorsichtige „Deborah" auch keine Ausnahme davon. Er war nämlich zu mehreren Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Bei Revision seines Prozesses stellte sich heraus, daß er unschuldig war und er wurde freigesprochen. Die meisten jüdischen Blätter nahmen davon Notiz und berichteten der Welt, daß wieder ein Jude (dieser Abraham Meier) unschuldig verurtheilt worden wäre.

חכמים הזהרו בדבריכם

Ihr Weisen der Feder, seid vorsichtig, so warnten schon die Gelehrten des Talmud, aber die heutigen Gelehrten der Presse befolgen diesen Rath nicht und das giebt oft Veranlassung zu Unannehmlichkeiten. Hierüber folgender Beleg: In Holland starb kürzlich ein Jude, bei dessen Beerdigung durch unpassende polizeiliche Maßregeln ein kleiner Exceß vorfiel. Ein obscures holländisches Blatt machte sich den Witz, einen langen Hirtenbrief des holländischen Bischofs an den Pfarrer der Stadt abzudrucken, worin derselbe für die Ausschreitungen des Pöbels verantwortlich gemacht und vor ähnlichen Vorkommnissen in Zukunft gewarnt wird. Die „Allgemeine Zeitung des Judenthums" hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Sache, mit Randbemerkungen versehen, zu veröffentlichen. So ging der Artikel in den „Berliner Börsen-Courier" über und die „Deborah", die gewissenhaft von allen bedeutenden Vorfällen in jüdischen Angelegenheiten des Continents Notiz nimmt, hat es ebenfalls kurz erwähnt. — Nun stellt sich heraus, daß es eine arge Mystification, wenn nicht ein grober Betrug gewesen, und das ist nun wiederum Wasser auf die Mühle der Antisemiten. Die „Germanie" eröffnet den Reigen gegen den „Börsen-Courier". Dieser bezieht sich auf seinen Gewährsmann Dr. Philippson, dieser wiederum auf jenes holländische Blättchen; — aber der Bischof selbst erklärt es als ein betrügerisches Machwerk, da er in dieser Angelegenheit kein Wort gesprochen.

Das vorige Jahr hat auch uns hier, namentlich in Lengnau, nichts Angenehmes gebracht. Die Ursache war folgende: Ein jüdischer Viehhändler, Leopold Oppenheim, wurde, als er auf dem Lande Schulden einkassirte, von einem Bauern ermordet. Die Thatsache an sich, betrübend für die Angehörigen, wäre für

das große Ganze von minderem Belang, wenn nicht eine Clique von Scribenten der Winkelblättchen, angehaucht vom Winde deutscher Judenhetze, die Sache so aufgebauscht hätte, als handele es sich nicht um einen gemeinen Meuchelmord, sondern um einen Racheakt gegen einen sogenannten Blutsauger und Halsabschneider; als sei dieser Vorfall nur der Anfang einer großen Reaktion gegen das Ueberhandnehmen der Ausbeutung seitens der jüdischen Viehhändler gegen die armen Bauern. Sie gingen in ihrem Eifer so weit, nicht blos den Schuldigen rein waschen zu wollen, sondern es wurden Schritte gethan, um die Regierung zu Ausnahme-Gesetzen auf diesem Gebiete gegen die Juden zu veranlassen. Hierin that sich ganz besonders ein hiesiges Blatt, die „Limmat" hervor, das mehrere Artikel gegen die Juden brachte, dabei das Nichtswürdigste, was je gegen die Juden erfunden worden, reproducirte und die betreffenden Artikel der Bundes-Regierung zuschickte. Aber: Il y a des juges en Suisse. Der Meuchelmörder und seine Genossen wurden zu mehreren (15) Jahren Zuchthaus und zum Schadenersatz (5000 Fr.) verurtheilt und dadurch verlief sich die ganze Hetzerei im Sande, wenn auch noch hie und da einige Artikel judenfeindlichen Inhalts vom Stapel gelassen worden.

Ueber die Bewegung, die jetzt gegen das Schächten herrscht, und deren Heerd die Schweiz ist, haben Sie schon vor einigen Monaten etwas gebracht. Ich will in Folgendem nur einiges Ergänzende und Erläuternde daran knüpfen. Die Bewegung gegen unsere Schlachtmethode geht hauptsächlich von den Thierschutz-Vereinen aus, die hier ihren Zentralpunkt haben. — Hier in Zürich ist ein allgemeines Schlachthaus, das unter der Aufsicht der Behörde steht. Bei jeder Schlacht-Operation assistiren nicht nur der Vorstand des Schlachthauses, sondern auch ein Thierarzt und ein Abgeordneter der Polizei. Es läßt sich denken, daß, wo die Schlacht-Operation öffentlich vorgenommen wird, kritische Vergleichungen unausbleiblich sind; und in der That hat das Tödten des Thieres mit der Schußmaske scheinbar etwas für sich, weil dabei dem Thiere die Vorschmerzen des Fußbindens und Niederwerfens erspart bleiben. Der Thierschutz-Verein nun, dessen Aufgabe es ist, die Thiere vor jeder unnützen Quälerei zu bewahren, glaubt nun berechtigt zu sein, das Schächten mit seinen Vorbereitungen als Quälerei zu charakterisiren und auf dessen Abschaffung hinarbeiten zu müssen. Vor Jahren schon wurde in St. Gallen seitens der Stadtbehörden das rituelle Schächten untersagt. Auf Verwendung der dortigen Gemeinde aber, namentlich des Rabbiners Dr. Engelbert daselbst, der eine Gegenschrift verfaßte, wurde dieses Verbot aufgehoben. Neulich nun wurde ein ähnliches Verbot in den Cantonen Bern und Solothurn erlassen. Wie die Sache sich dort gestaltet, habe ich noch nicht vernommen. Der hiesige Thierschutz-Verein (in Zürich) intervenirte beim Bundesrath, daß derselbe ein Gesetz erlasse, die Thiere vor dem Schächten wenigstens zu betäuben. Zu seiner Zeit werde ich Ihnen den Bescheid des Bundesrathes auf diese Petition berichten.

Zürich nimmt von Jahr zu Jahr an Einwohnerzahl zu, so daß es mit seinen 10 Vorstädten jetzt ca. 80,000 Einwohner hat. Auch für unsere Glaubensgenossen ist es ein starker Anziehungspunkt geworden; die Gemeinde zählt bereits 115 Familien. Außerdem werden wohl noch 100 israel. Familien hier wohnen, die der Gemeinde nicht beigetreten sind. Seit ca. 5 Jahren ist Herr Samson Bernheim Gemeinde-Präsident, und waltet derselbe mit eben so viel Eifer als Langmuth und Versöhnlichkeit seines schwierigen Amtes. Jüngst erst haben sich ein Mediziner, Dr. Bloch, und ein Jurist, Dr. Guggenheim hier ansässig gemacht. Auch unsere beiden Hochschulen, zunächst das Polytechnicum besitzten, unter den Docenten Israeliten; erst ganz kürzlich gesellte sich zu einigen, bereits habilitirten, wie Prof. Dr. Wolf, Prof. Dr. Goldschmidt, Herr Dr. Stein aus Berlin als Privat-Dozent; derselbe hat die Kanzel mit dem Katheder vertauscht. So hebt sich das hiesige Gemeindewesen nicht nur quantitativ, sondern es nimmt auch an Intelligenz und wissenschaftlicher Bildung zu. Möge es progressiv so weiter gehen, damit die materiellen Opfer für den Einzelnen geringer werden.

Unser Gottesdienst findet noch fast in althergebrachter Weise statt, nur daß Freitag Abend das Lied "L'cho-daudi" von einem aus Damen und Herren bestehenden Chor mit Harmonie-Begleitung gesungen wird, und am Sabbath ebenso das Aus- und Einheben der Thora mit Musik und Gesang begleitet wird. Die Agitation gegen den Gottesdienst mit Musikbegleitung, die von auswärts importirt wurde, fand Januar d. J. ihr Ende, indem die General-Versammlung mit allen gegen 4 Stimmen die Beibehaltung des Harmoniums und Chores beschloß.

Unsere Religionsschule gedeiht und entwickelt sich immer mehr; sie besitzt jetzt 88 Schüler in 5 Klassen, die den Unterricht in allen Fächern genießen. Der Präsident des Schul-Vorstandes (hier Schulpflege genannt) ist Herr Ullmann, Maschinen-Fabrikant, der der Sache seine ganze Kraft und freie Zeit widmet.

Der Armen-Verein hat in diesem Jahre ca. 1600 Fr. an Durchreisende und hiesige Unbemittelte verabfolgt. Der Verein ist ein freiwilliger, indem Jeder demselben beitreten kann. Leider gehören demselben kaum die Hälfte der Gemeinde-Mitglieder an, was im Interesse des Kassen-Zustandes zu beklagen ist.

Der Beerdigungs-Verein hat sich neu organisirt und ist der neugewählte Vorstand bemüht, seine Aufgabe voll und ganz zu lösen. Der Frauen-Verein mit der Tendenz der Unterstützung von Kranken und Wöchnerinnen, zählt ca. 90 Frauen als Mitglieder. Vom Fonds sind ca. 1000 Mk. zu dem kostbaren vom Frauen-Verein der neu erbauten Synagogege spendeten „Prauches" verwendet worden.

Außer diesen in jeder jüdischen Gemeinde bestehenden Wohlthätigkeits-Vereinen ist seit der Vollendung der Synagoge noch ein Verein in's Leben getreten, dessen Aufgabe es ist, die Mitglieder gesellig zu vereinen, sowie namentlich Stimmbegabte für den Synagogenchor heranzubilden. Letzteres erzielt er durch die jeden Sonntag Abend stattfindenden Uebungen, ersteres, Pflege der Geselligkeit, durch Bälle an Purim, Simchas Tauroh, Chanuka, sowie Soireen im Laufe des Jahres. Charakteristisch ist, daß dieser Verein doppelt so viel Mitglieder zählt als der Armen-Verein, nämlich 110.

Durch die Ausweisungen der russischen Juden aus Preußen haben auch wir zu leiden. Außer den Durchreisenden, die Unterstützung erhalten, kommen Viele zu dauernder Niederlassung hierher, die der Gemeinde zur Last fallen. Einige verdienen sich hier als Handwerker und Kaufleute ihr Brod. — Auch Cultus-Beamte haben in kleineren Gemeinden Anstellung gefunden.

Warschau. — Seit voriger Woche erscheint die von Herrn Slonimsky seit 13 Jahren herausgegebene jüdische Wochenschrift „Hazefirah" täglich.

Ausland.

Berlin, 12. April. — Ein Correspondent der „A. Z. d. J." schreibt Folgendes: „Seitdem sich die antisemitische Strömung hier in Berlin so ziemlich verlaufen hat, habe ich mehr und mehr die traurige Wahrnehmung gemacht, daß die meisten jüdischen jungen Kaufleute sowohl unter sich als auch besonders den Christen gegenüber sich in religiösen Fragen theilweise vollständig gleichgültig verhalten, theilweise — und zwar letzteres mit Vorliebe — über ihre Religion spötteln. Ich halte das für das Judenthum für schlimmer als den ganzen Antisemitismus. Wie kann man denn von den Christen Achtung vor einer Religion verlangen, deren Mitglieder selbst ihnen eine derartige Meinung davon beibringen! Ich verlange von den jungen Leuten fürwahr keine Heuchelei religiöser Gefühle, aber das könnte man doch von ihnen verlangen, daß sie der Religion, für die ihre Väter und Großväter geduldet haben, aus Pietät Achtung entgegenbringen. Ich kann nicht umhin, daraus für das Judenthum ein ungünstiges Prognostikon zu stellen. Es thäte wahrlich Noth, daß von irgend einer Seite Schritte dagegen gethan würden."

In einer Versammlung von Näherinnen, die jetzt die Fühlung mit den „Christlich-Sozialen" suchen, erzählte ein gewisser Krankemann, durch eine Karte sei er zu Herrn Stöcker beschieden worden. Derselbe habe ihn gefragt, ob er fortan im konservativen Fahrwasser segeln wolle? Jawohl! habe er geantwortet. Darauf habe ihm Herr Stöcker 50 Mark gegeben, die er „anständig durchgebracht" habe. Wer ein warmes Herz für die Arbeiterinnen habe, der müsse auf sozialdemokratischem Standpunkte stehen....kaum hatte er das Wort gesprochen, so löste der Polizeilieutenant die Versammlung auf.

Württemberg. — Nach der neuesten Schulstatistik zählt Württemberg nur 27 israel. Elementarschulen und ca. 20 Religionsschulen. Unter der Aufsicht der evangelischen Oberschulbehörde sind 17 Schulen, welche von 10 definitiven Lehrern und 7 Schulamtsverwesern versehen werden und 183 Knaben und 300 Mädchen zählen. An den 10 Schulen unter der Aufsicht der K. katholischen Oberschulbehörde unterrichten 10 definitive Lehrer und 1 Unterlehrer 156 Knaben und 206 Mädchen. Diese 27 Schulen zählen also 841 Schüler, also nur durchschnittlich 31 Kinder, während bei den christlichen Schulen auf 1 Classe ca. 73 Schüler kommen.

Mailand. — Die Antiquitätsbuchhandlung von U. Hoepli in Mailand versendet ein Cirkular, in welchem dieselbe anzeigt, daß sich in ihrem Besitze ein Manuskript von Jad hachasaka von Rabbi Moses ben Maimon befindet. Es ist dasselbe Manuskript, welches seiner Zeit der berühmte Philosoph und spanische Finanzminister Isak Abarbanel für 30,000 Dukaten, als aus Maimonides' Besitz stammend, gekauft hat. Auf der letzten Seite findet sich nämlich folgende Notiz in hebräischer Sprache: „Hier in Venezia schreibe ich mit gebrochenem Herzen zur Erinnerung an die gesegnetste Sache. Isak Abarbanel, der Kleinste unter den Menschen. Gott helfe. Amen." Das Buch scheint dann bei den Wanderungen der Familie verloren gegangen zu sein und wurde erst im Jahre 1548 von den Enkeln Abarbanels für 300 Dukaten Gold zurückgekauft. Das Werk soll, abgesehen davon, noch dadurch sehr werthvoll sein, als der Text eine Menge von bedeutenden Abweichungen von den bis jetzt bekannten darbieten soll.

An Maftir.

Ich höre so viel über Maftir keifen und bellen,
Daher wag auch ich ein Urtheil über ihn zu fällen,
Daß mein Landsmann der größte blackguard ist,
Daran zweifelt weder Jud' noch Christ.

Es kommt daher, weil er stammt von Wreschen,
Versteht die Menschen wie das Korn zu dreschen.
Doch ist er keiner von den Schmarotzer-Pflanzen,
Furchtlos wagt er sich in des Feindes Schanzen.

Er ist ein grober Mechutten, giebt kein Pardon,
Den Rav und die Rebezin er nicht verschont.
Gepfeffert und gesalzen sind seine Korrespondenzen,
Was er nicht weiß, sucht er durch Moschelcher zu ergänzen.

Die Kassirer der Hölle er alle an den Pranger stellt,
Die geizigen Millionäre die für den Teufel sammeln ihr Geld,
Er foltert die reichen Shoddies, läßt sie Spießruthen laufen,
Er findet und geißelt sie alle, läßt keinen entlaufen.

Er ist ein Edelstein, doch roh und noch ungeschliffen,
Doch echt ist er; das hat mancher Leser schon begriffen.
Gerne seh' ich den Diamant naturgetreu erglänzen
Ehe die Farbenpracht Künstler Hände ergänzen.

Fahre fort liebe Maftir, nimm sie alle auf's Korn,
Schieße furchtlos Deinen giftigen Pfeil, fürchte nicht ihren Zorn,
Streue Weihrauch allen Denen, die Gutes und Edles schaffen,
Geiß'le Diejenigen die es verdienen, mache die Welt über sie lachen.

N. O., La. Maria Kaiser.

Der Brand von Stryj.

Ueber den Brand von Stryj in Galizien am 17. April wird der „Jüd. Presse" berichtet:

Das Feuer, welches am Sabbath um zwei Uhr Nachmittags in dem meist von Juden bewohnten Stadttheile entstand, überraschte dieselben derart, daß fast sämmtliche Abgebrannten nur das nackte Leben retten, die Waarenlager und Hausgeräthe aber dem verzehrenden Elemente nicht entreißen konnten, und was mit übermenschlicher Anstrengung auf den freien Marktplatz geschleppt wurde, entging auch dort dem verheerenden Feuer oder der Raubgier der von den benachbarten Dörfern herbeigeeilten Bauern nicht. Das Alles war das Werk nur weniger Stunden.

Abgebrannt sind fast alle von den Juden bewohnten Straßen, der Ringplatz mit sämmtlichen Nebengassen, die Herren- und Bahngasse u. s. w. Wohlhabende Kaufleute wurden buchstäblich zu Bettlern, da ihre für die Feiertage reichlich versehenen Waarenlager gänzlich zu Grunde gingen. Die Synagoge, sämmtliche Bethäuser, jüdische Geldinstitute wurden ein Raub der Flammen. Beim Rabbiner gingen Waisengelder und Brautsteuer, die dort deponirt waren, in Höhe von mindestens 70,000 Fl. zu Grunde. Kaufleute wie die Herren Apfelgrün, Nussenblatt, Silber, Ellner, die zu den bestsituirten jüdischen Bürgern Galiziens gehören, mußten nun ihre Familien bei Verwandten unterbringen, damit sie wenigstens Brod haben und Unterkunft, um das nackte Leben zu fristen. Das Elend der Abgebrannten spottet buchstäblich jeder Beschreibung, das Wort erstirbt, die Feder versagt, um ein auch nur annäherndes Bild davon zu geben. Leider ist auch der Verlust von Menschenleben zu beklagen, bis jetzt sind ca. neunzehn verbrannte Personen, zumeist Juden, agnoscirt worden, und man fürchtet, beim Wegräumen des Schuttes auf noch weitere Leichen zu stoßen.

Die Abschätzung des Schadens wird so leicht nicht geschehen können. Vom Bürgermeister der Stadt Stryj, unserem Glaubensgenossen Dr. Philipp Fruchtmann, sind folgende beiläufigen Daten angegeben worden: Es wurden 646 Wohnhäuser, die von ungefähr 850 Familien bewohnt waren, eingeäschert. Der Werth derselben kann auf vier Millionen Gulden geschätzt werden, sie waren aber mit nur höchstens einer halben Million Gulden versichert. Sogar die Ziegelmauern, die zumeist sehr dünn waren, (höchstens 18 Zoll) müssen jetzt gänzlich niedergerissen werden, da sie einzustürzen drohen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich mindestens zwei Drittheile dieses Schadens auf Rechnung der Juden annehme, da z. B. der Ringplatz und Nebengassen fast nur aus Häusern bestanden, welche Juden gehörten.

An Waaren und Hausgeräthen sollen nach Angabe des Bürgermeisters ungefähr zwei Millionen 800,000 Gulden zu Grunde gegangen sein.

Petersburg. — Prof. Bart (Israelit) hat dieser Tage sein Werk über „Physiologie der höheren Sinne" in russischer Sprache nach den von ihm gehaltenen Vorlesungen herausgegeben. Die bisherigen Werke über Physiologie in russischer Sprache sind nur Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Der erste, der ein selbstständiges Werk über Philosophie geschrieben, war Prof. Zion, auch ein Jude, und der Zweite ist der genannte Professor Bart.

(„Isr. W.-Schr.")

Berlin. — Das Grabdenkmal für den Stadtverordneten-Vorsteher Straßmann ist am 8. April in aller Stille enthüllt worden. Es hatten sich zu der wehmüthigen Feier nur die nächsten Angehörigen an der Ruhestätte des Unvergeßlichen eingefunden. Dem schlichten Sinn des Verstorbenen entsprechend, ist auch sein Grabdenkmal, von der künstlerischen Vollendung abgesehen, schmucklos. Auf hohem Sockel ein Postament aus dunklem Marmor, auf dem sich eine eben solche kanelirte Säule erhebt. Das Postament trägt die Inschrift: Dr. med. Wolfgang Straßmann, Stadtverordneten-Vorsteher, geboren in Rawitzsch 8. Oktober 1821, gestorben in Berlin 6. Dezember 1885.

Wien, — Großes Aufsehen erregen die im Künstlerhause ausgestellten Portraits von dem Italiener Gelli. Der junge Künstler, der sich momentan in Wien aufhält, wurde vom Kaiser Franz Joseph eingeladen, ihn zu portraitiren. Der Kaiser, der ein feiner Bilderkenner ist, faßte ganz spontan den Entschluß, ihm zu sitzen, und das Bild, das nun vollendet ist, darf als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Der Kaiser erkannte schon während der Sitzungen, wie trefflich dos Portrait gerathen, und als es sich für Gelli darum handelte, einige Details der Uniform auszuführen, schlug er dem Kaiser vor, dieser möge, um sich nicht zu ermüden, einen General von gleicher Statur das nächste Mal bossiren lassen. Dagegen protestirte Kaiser Franz Joseph; er erschien selbst wieder und stand zwei Stunden vor Gelli ruhig aufrecht. Uebrigens konversirte der Kaiser mit dem Künstler sehr unbefangen über alle möglichen Themata. Einmal brachte Letzterer die Rede auf den Antisemitismus und bemerkte, in Italien sei diese Erscheinung etwas ganz Unbekanntes. „So ist's auch recht," meinte Kaiser Franz Joseph; „ich schäme mich, daß der Antisemitismus nach Oesterreich gedrungen ist."

(Berliner Tgblt.)